



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreihunddreißigster Jahrgang.

N^o. 19.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Weihnachtsengel.

Novellette

von

Sermann v. Bequignolles.

Illustrirt

von

J. Kleinmichel.

(Nachdruck verboten.)



err Reginald Bruckner saß bereits eine ganze Stunde vor dem Kamin und starrte in die Flammen. Wenn die Dämmerung ihre Schatten wirft und Stille verbreitet, dann werden allerhand feine Stimmen vernehmbar, die der lärmende Tag verschlingt — das Ticken der Uhren, das leise Krachen der Dielen und Möbel, das Hochen des Holzwurms unter dem Getäfel der Wände, das geheimnisvolle Knistern des Feuers, das Gewinsel des

die Stimmen fort, „wofern er nur Liebe im Herzen hat. Hast Du denn keine Liebe im Herzen, Reginald Bruckner?“

„Ja,“ schrie der Einsame auf, „ja, ihr wißt es am besten, daß ich kein Liebloser bin, daß mein ganzes finsternes Loos im Grunde nichts Anderes ist als Liebe, die nicht leben und nicht sterben kann, und doch wollen die Weihnachtsengel nicht kommen.“

„Dann,“ entgegneten die Stimmen, „muß es doch wohl nicht die rechte Liebe sein; die Weihnachtsliebe das ist die Liebe, die sich opfert, die entsagt, das ist die Liebe, die vergeben kann. Kannst Du vergeben, Reginald Bruckner?“

Bruckner blieb den Stimmen zum ersten Male die Antwort schuldig. In sein schönes, edles Gesicht, das von einem schwarzen Vollbart beschattet wurde, trat ein harter Zug und seine feinen weißen Hände ballten sich zusammen.

„Nein,“ riefen die Stimmen, „Du kannst es nicht, sonst wäre Alles anders. Könntest Du vergeben, dann wärst Du nicht mehr der Einsame mit dem Stachel im Herzen. Könntest Du vergeben, dann kämen die Weihnachtsengel auch zu Dir. Weißt Du, wer die rechten Weihnachts-

engel sind? Das sind fröhliche Kinder, das sind die Kleinen, die um den Christbaum tanzen... gibt es nicht zwei solche Engel, die gerne zu Dir kommen und Dich 'Vater' nennen würden? O könntest Du nur vergeben!“

Reginald war in sich selbst zusammengefunken; in dieser Stellung sah er sehr alt und grau aus und packte in die Schattentwelt um ihn her; ja, er sah ebenso gramvoll und körperlos aus wie die Dämmerung, und seine Umrisse verschwanden immer mehr im Dunkel.

„Nein, ich kann nicht vergeben!“ stöhnte er, die Hände wie abwehrend ausstreckend. „Wißt ihr, was es heißt, sein ganzes Lebensglück auf die treue Liebe eines Weibes bauen, jahrelang Sklavendienste thun, um dieses Weibes willen und endlich... o, es ist zu abscheulich!“

Die Stimmen schwiegen.

„Um ihretwillen,“ fuhr Reginald fort, „gab ich die Heimat auf und ging in ferne Welttheile, um emporzukommen und dem Schicksal den Besiz der einzig Geliebten abzutrotzen, um ihretwillen arbeitete ich Tag und Nacht, ohne rechts und links zu schauen, um ihretwillen darbot ich,



Die Weihnachtsengel. Ohne sie aufzuheben, wandte Bruckner sich ab und ging. (S. 218.)

Stimmens in der Kamine — ja sogar in der Seele flüstert und wirbelt es, erklingen Saiten, von deren Vorhandensein man den Tag über gar keine Ahnung gehabt hat.

Auch in Reginald Bruckner's Seele wurden solche Stimmen laut, wenn die Dämmerung ihn in seinem einsamen Salon überraschte und die glänzenden Spiegel, die feinen Goldleisten der Möbel, die großen bunten Blumen des Plüschteppichs und Alles, was Farbe und Glanz hatte, mit ihren grauen Spinnweben überzog. Und so lange diese Stimmen an sein inneres Ohr schlugen, fühlte Reginald mehr als sonst seine Einsamkeit, und daß er trotz seines Reichtums, trotz seiner angesehenen sozialen Stellung als Fabrikherr ein recht armer Mann war.

Heute — es war der 24. Dezember — waren diese Stimmen besonders mächtig in ihm; sonst gelang es ihm gewöhnlich, sie zum Schweigen zu bringen, indem er die Kerzen anzündete und ein Buch zur Hand nahm oder in den Klub fuhr und sich, so gut es ging, zu zerstreuen suchte, aber heute war er nicht im Stande dazu; er mußte den Stimmen lauschen und sich mit ihnen auseinandersetzen über das, was sie ihm zuraunten.

„Überall ist Weihnachten,“ riefen die Stimmen, „in Palast und Hütte, auf dem Festlande, wie auf dem wogen- den Meere, auf den einsamen Schneebergen, wie in den tiefen Thälern, nur nicht bei dem Einsamen, nur nicht bei Dir.“

„Nur nicht bei mir!“ wiederholte Reginald Bruckner und bedeckte sein Gesicht; der rothe Schein, der aus dem Kamin auf den Teppich fiel, schien ihn plötzlich zu blenden.

„Aber auch der Einsame hat ein Weihnachten,“ fuhren

Aller. Welt. XXXIII. 10.

sparte mir jeden Bissen vom Munde ab, und als endlich das schwere Ziel mit fast übermenschlicher Kraft errungen war, als ich im Begriffe stand, nach Deutschland zurückzukehren und die Braut heimzuholen, da kam der Scheidebrief... ein paar schöne Phrasen... sie sei noch so jung gewesen... sie habe sich mir gegenüber in ihren Empfindungen getäuscht... wir wollten aber gute Freunde bleiben und so weiter, und so weiter... Und wer war's, der mich bei ihr ausgestochen hatte? Nicht einmal ein Ehrenmann! o nein, ein leichtsinniger Maler, ein Spieler, ein Lump, wenn ihn auch die Leute ein Genie nannten, der sie in den zwei Jahren der Ehe elend gemacht hat... hahahaha!"

Grauenhaft klang das höhnische Lachen Reginald's durch die stillen Räume und weckte die Echo's in dem einsamen dunklen Hause. Die Stimmen regten sich nicht mehr, es war ganz dunkel geworden, selbst das Kaminfeuer war am Verlöschen, ein Funke nach dem andern verglomm in der Asche. Reginald Brudner versenkte sich tiefer in die Vergangenheit. Zwei Jahre waren seit dem Empfang des Briefes verfloßen, Reginald war zum reichen Mann geworden. Es trieb ihn jetzt zurück nach dem Vaterland, aber nicht die Liebe, sondern der Haß, die innerste Empörung veranlaßte ihn zur Rückkehr. Er fühlte eine bittere Sehnsucht, der treulosen Braut in's Gesicht zu sagen, daß er sie hasse, wie er sie einst geliebt, daß sie ihm wohl das Herz brechen konnte, aber nicht den stolzen Muth und die männliche Kraft des weltumfassenden Geistes. Und noch andere peinvolle Empfindungen waren in seinem wunden Herzen, über deren Natur er sich keine Rechenschaft geben konnte; war das noch ein Rest von Liebe?

Er fand Charlotte Wüllner, seine ehemalige Braut, als trauernde Wittwe. Innerhalb eines Jahres hatte der Tod ihr den Gatten und die alten Eltern entzogen; sie stand ganz allein in der Welt mit ihren beiden Kindern. Das harte Wort, das Reginald auf der Zunge hatte, blieb ungesprochen, als die blasse, immer noch schöne junge Frau im Trauerkleide ihm entgegentrat und die Hände flehend zu ihm erhob. Zwei kleine blondlockige Kinder spielten zu ihren Füßen. Stumm neben ihr sitzend, hörte er ihre Beichte an. „Ich habe schlecht an Ihnen gehandelt,“ flüsterte sie mit ihrer tiefen, weichen Stimme, die ihm einst wie Muschel geklungen, „aber ich habe schwer gebüßt. Ich könnte Ihnen sagen, Reginald, daß ich nur dem Drängen meiner Eltern nachgab, als ich Otto Wüllner die Hand reichte, das würde Sie milder gegen mich stimmen, aber ich will mich nicht durch eine halbe Wahrheit rein waschen. Wohl boten damals meine Eltern Alles auf, mich zum Abfall von Ihnen zu veranlassen, aber auch Otto hatte es verstanden, Ihr Bild aus meinem Herzen zu verschleichen. Sie wissen ja, wie bezaubernd er zu reden verstand, wie liebenswürdig er sein konnte.“

„Erst gelang es ihm, meine alten Eltern zu bestechen, und schließlich auch das siebenzehnjährige Mädchen zu umgarnen. Ihr Bild, Reginald, verblaßte mehr und mehr, und nur ihm allein glaubte ich zu lieben. Bitter habe ich diesen Irrthum meines Herzens gebüßt. Lassen Sie mich schweigen von den zwei Jahren meiner Ehe und den Todten schonen. Ich will auch nicht klagen, Reginald, denn ich habe mein Schicksal verdient, und Gott hat mir in diesen beiden kleinen Wesen einen reichen Trost gegeben. Was mich schwerer drückt als mein eigenes Leid, ist die Furcht, Ihr Leben vergiftet zu haben, Reginald. O, sagen Sie mir, daß mein Treubruch nicht den schönen Glauben an die Menschheit in Ihnen getödtet hat, diesen Glauben, der der vornehmste und edelste Zug Ihres Charakters war, sagen Sie mir, Reginald, daß Sie mir vergeben haben.“

Reginald Brudner sah, wie Charlotte vor ihm in die Kniee sank, wie ihre schönen, thränenvollen Augen in ängstlicher Spannung an seinen Lippen hingen, aber er sprach das erlösende Wort nicht. Er sah nur das Weib, das er grenzenlos geliebt, das ihn grenzenlos unglücklich gemacht hatte, er sah an der Wand das Bild Otto Wüllner's, seines glücklichen Nebenbuhlers, mit einem Immortellenkranz geschmückt, er sah das Bild Otto Wüllner's in den Gesichtchen der blonden Kinder, er sah es im Herzen Derjenigen, die vor ihm auf den Knien lag, und er war eifersüchtig auf diesen Todten, der ihm Alles genommen. Ohne sie aufzuheben, wandte er sich ab und ging.

„Reginald!“ hörte er sie rufen, so angstvoll, so bebend, so verzweifelt, daß es ihm wie ein Messer durch's Herz fuhr, und doch wandte er sich nicht zurück.

„Ich kann nicht!“ murmelte er zwischen den Zähnen und stoh aus dem Hause. Hals über Kopf stürzte er sich in die Arbeit; es galt, mit Hilfe seines großen Kapitals in seiner Vaterstadt ein industrielles Etablissement nach amerikanischem Muster zu begründen. Er kaufte Terrain, auf seinen Wink erstanden mächtige Fabrikgebäude, arbeiteten die Maschinen und dampften die Essen, entwickelte sich ein für europäische Verhältnisse großartiges industrielles Treiben, und mit dem Brausen des gigantischen Räderwerks, das seine rastlose Energie geschaffen und in Bewegung hielt, glaubte er die Stimme seines Herzens ersticken zu können. Umsonst! — Auch im Leben des rastlosen Schaffenden gibt es stille Stunden, schlaflose Nächte, und in solchen Stunden fühlte er, daß er nicht vergessen konnte, daß das Bild Charlottens ihn verfolgte und mit den schönen, trostlosen Augen vorwurfsvoll anstarrte. Aber konnte er nicht vergeffen, so konnte er auch nicht vergeben. Er warf sich dem geselligen Leben in die Arme, ließ sich in einen vornehmen Klub aufnehmen und dachte sogar an eine Verbindung.

Aber es blieb beim Vorsatz; jedes Weib, das er ansah, zwang ihn zu Vergleichen, machte die Wunde seines Herzens stärker bluten. Endlich zog er sich in seine vier Wände zurück und gewöhnte sich an das Leben eines Einsiedlers. Er ging seinem Gram nicht mehr aus dem Wege, sondern versenkte sich in ihn mit einer Art von schmerzlichem Genuß. Und da wurden die bewußten Stimmen lebendig und schalteten ihn einen Egoisten, der an seinem Unglück mitschuldig sei. Erst leise wispelnd, dann immer lauter und eindringlicher erhoben sie eine schwere Anklage gegen ihn und forderten ein Opfer von ihm, aber noch immer hatte er ihnen geantwortet: „Ich kann nicht!“

War das auch heute, am Weihnachtstage, das Ende vom Liede? — Seltsam! Das harte Wort wollte heute nicht recht von seinen Lippen, es war ein Anwalt in seinem Herzen, der warm und überzeugend für die Jugendliebe eintrat.

„Sie hat schwer gebüßt,“ murmelte er, „und sie war noch so jung, ein halbes Kind, damals, als wir uns versprachen. Es mag ihr nie so ernst gewesen sein wie mir, der sein Alles auf diese Liebe setzte. Dazu kommen die Jahre der Trennung, der Einfluß der Eltern, die mir nie wohlgesinnt waren, die Vererbung Otto Wüllner's, der eine dämonische Gewalt über Frauenherzen besaß... Darf ich die Größe ihrer Schuld an der Tiefe des Grams bemessen, den sie mir zugefügt? Konnte sie wissen, daß ich sie so sehr, ach, so grenzenlos liebte?“ — Alles, Alles sprach heute zu Gunsten Charlottens, und Brudner war es, als verschwinde Flecken um Flecken von dem Bilde der Jugendliebe und als stünde dasselbe entsäht und rein vor seinem geistigen Auge. Wie sagten die Stimmen? „Das ist wahre Liebe, die sich opfert, die entsagt, die vergeben kann.“ Hatte seine Liebe diese Probe bestanden? Nein, denn dann hätte er Charlotte und ihre Kinder nicht schuldlos preisgegeben, dann hätte er ihr, des eigenen Leids vergessend, die Hand des Freundes geboten und ihr vergeben. Und nun schloß Brudner ein schrecklicher Gedanke durch den Kopf. Wie, wenn sie Noth litt? Wüllner hatte ihr sicher nur Schulden hinterlassen, ihre Eltern waren arm gewesen; wozu lebte sie mit ihren beiden Kindern?

„Gott, mein Gott!“ stöhnte Reginald und sprang empor, das Zimmer mit schnellen Schritten durchmessend. „Ja,“ rief er, daß es laut durch den stillen Raum tönte, „ich bin wahrlich ein Egoist, ein Glender, der die rechte Liebe nicht gekannt hat bis zu dieser Stunde! — Aber konnte denn nicht Alles noch gut werden? Nannte Charlotte ihr Gefühl für Otto Wüllner nicht einen Irrthum ihres Herzens? Nun, so lebte vielleicht noch ein Fünkchen der alten Liebe zu ihm, dem Einsamen, in ihrer Brust, und es kam nur auf ihn an, es zur Flamme zu erwecken. Wenn sie mich noch liebte?“ — Ein seliger Schauer zog bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit durch seine Brust und zauberte einen köstlichen Traum vor seine Seele. Er sah in dem einsamen, frostigen Gemach eine sanfte, liebende Frau schalten und walten, er hielt auf seinem Schooße zwei blonde Kinder und er hörte silbernes Lachen. Waren das die Weihnachtsgeliebte? „Nein,“ rief er dann wieder schmerzlich, „so kann es nicht mehr werden; mein kaltes, herzloses Wesen muß den letzten Rest von Liebe zu mir in ihrer Brust getödtet haben.“ Und er sank kraftlos in seinen Stuhl zurück, das Gesicht in die Hände vergrabend.

„Siehst Du, Reginald Brudner, was Du für ein Egoist bist?“ riefen da plötzlich die bewußten Stimmen; „immer denkst Du nur an Dich, und was für Dich vielleicht dabei herauspringen könnte. Die wahre Liebe vergißt sich und opfert sich auf.“

„Ja,“ rief da Reginald Brudner, von einem plötzlichen Entschluß beseelt, und erhob seine Hand feierlich, wie zum Schwur, „ja, ihr habt Recht, ihr Mahner da drinnen, aber ich will euch beweisen, daß ich ein Anderer geworden bin in den einsamen Stunden und schlaflosen Nächten, allein mit euch flüsternden Stimmen und den Dämonen meines Herzens; ich will hin zu ihr noch in dieser Stunde und die echte Liebe üben, von der ihr mir verkündet.“ Gott gebe, daß es noch nicht zu spät ist.

Mit einer Jugendlichkeit, die man bei Reginald Brudner kaum vermuthet haben würde, schlüpfte er in seinen kostbaren Biberpelz, stülpte eine spitze Mütze aus dem gleichen Stoff auf den Kopf und eilte auf die Straße. Es war ein eifriger Dezemberabend. Der Schnee knirschte unter Reginald's Füßen und überzog ihm Bart und Pelz mit einem Reiz seiner Eisnadeln. Zunächst begab sich Reginald in ein großes Spielwaarenmagazin und verlangte Spielzeug.

„In welchem Alter sind Ihre Kleinen?“ fragte der bedienende Commis den Mann im Pelz.

„Meine Kleinen? Ich habe keine... ja so... hm... warten Sie einmal... Der eine Bub' ist drei, der andere zwei Jahre alt,“ sagte Reginald sehr freundlich; es schmeichelte ihm, daß der Commis ihm den Besitz von Kindern zutraute, und es war ein süßes Gefühl für den Einsamen, die Rolle eines Familienvaters zu spielen, wenn auch nur in der Einbildung. Unterdessen hatte der Commis Puppen, Schaukelpferde, Baukästen, Trommeln und dergleichen vor ihm ausgebreitet; Reginald wählte das Schönste und Kostbarste aus und ließ Alles in ein großes Paket zusammenbinden.

„Wünschen Sie, daß wir es Ihnen zuschicken?“ fragte der Commis.

„Nein, ich nehm's gleich selber mit,“ meinte Reginald, schob das monströse Paket unter den Pelz, zahlte und eilte davon.

„Sie werden mich für den Knecht Ruprecht halten!“ murmelte er frohlockend, und winkte einen Diener herbei.

„Lange Straße Nummer siebenunddreißig. Fahren Sie ein bißchen zu, Sie bekommen ein gutes Trinkgeld.“ Und im nächsten Augenblick rasselte der Wagen mit Reginald Brudner, seinen Hoffnungen und seinen Spielsachen davon.

„Wie werde ich sie finden?“ dachte Brudner und sein Herz pochte immer lebhafter, je mehr sich der Wagen dem Ziele näherte.

Eine endlose Fahrt! In das Dunkel der Droschke fiel von Zeit zu Zeit ein heller Schein von den vielen Fenstern her, hinter denen der Christbaum brannte.

Endlich hielt der Wagen.

Werden auch ihre Fenster hell sein vom Glanze des Christbaums?

Er stieg aus. Das kleine Parterre, welches sie bewohnte, war dunkel. Nicht einmal ein trübes Lämpchen hinter den Scheiben. War sie nicht zu Hause? Waren die Kinder vielleicht schon zu Bett? — Er klopfte den Kutscher ab und stürzte in's Haus.

In dem dunklen Korridor tastete er nach der Klingel, er läutete.

Niemand kam!

Er läutete zum zweiten, zum dritten Male. Alles still. Wie anders hatte er sich's gedacht. War sie etwa fortgezogen? Kam er zu spät? Unter allen Umständen mußte er Auskunft haben. Er stieg eine Treppe hinan und klingelte.

„Gleich!“ rief eine schrille Stimme.

Er stand wie auf Kohlen, aber er mußte warten. Endlich kam eine Magd und öffnete.

„Entschuldigen Sie, wohnt Frau Wüllner nicht mehr in diesem Hause?“

„Nein, die ist abgezogen.“

„Fatale Geschichte! Wissen Sie vielleicht, wo die Dame jetzt wohnt?“

„Bedaure, mein Herr!“

„Wann ist sie ausgezogen?“

„Erst heute Vormittag, mein Herr.“

Reginald athmete auf; da war es ja leicht, ihre Spur wieder zu finden.

„Es liegt mir sehr viel daran, den jetzigen Aufenthalt der Dame zu erfahren. Wissen Sie vielleicht Jemand, der mir Auskunft geben könnte?“

„Der Herr wird's wohl wissen. Kommen Sie nur gefälligst herein.“ Damit führte die Magd Reginald Brudner in ein beaglig durchwärmtes Speisezimmer, in welchem ein einzelner Herr bei der Mahlzeit saß. Wie ein Kürbis ragte der dicke rothe Kopf des kleinen Mannes über die vergebundene Serviette hinaus, deren Zipfel wie zwei große Ohren hinter seinem kahlen Schädel zum Vorschein kamen. Vor ihm stand ein saftiger Kapau, den er soeben mit der Kunst und der Hingabe eines alten Praktikers zerlegte; in einem geschliffenen Kelchglase perlte goldgelber Champagner.

„Der Herr fragt nach Frau Wüllner, Herr Generalagent,“ sagte das Dienstmädchen, Reginald hereinnehmend, der im Halbdunkel einer Portiere stehen blieb.

Das behäbige Gesicht des Gourmands nahm den Ausdruck tiefer Getrübtheit an.

„O diese Frau, diese Frau!“ sagte er mit sanfter Stimme. „Ich wußte wohl, daß sie mir noch meine bescheidene Weihnachtsmahlzeit vergällen werde. O mein Herr,“ fuhr er in fast weinerlichem Tone fort, „es ist ein schlimmes Ding um den Undank.“

„Gewiß, mein Herr, aber ich möchte wissen, wo Frau Wüllner...“

„Nennen Sie doch nicht immer diesen Namen, mir vergeht sonst der Appetit,“ stöhnte der Generalagent, ein Stuhlkapau verschluckend. „Wenn ich bedenke, mein Herr, wie viel Wohlthaten diese Person von mir genossen, und nun dieser Undank, dieser himmelschreiende Undank!“

Der Generalagent fuhr sich mit der Serviette über die Augen und that einen tiefen Zug aus dem Champagnerglas, um seiner sittlichen Entrüstung Herr zu werden.

„Sie sagen, Frau Wüllner habe Wohlthaten von Ihnen empfangen. War sie denn in bebrängter Lage?“

„Du liebe Zeit, arm wie eine Kirchenmaus! Der windige Mueß, der Maler, hat Alles verpuszt und ist nichts hinterlassen als unbezahlte Rechnungen und ein paar verpuschte Delbilder, weiter nichts! — und dabei dieser Hochmuth, dieser Bettelstolz!“

„Grauensvoll!“ murmelte Reginald, dem bei dieser Erzählung das Gewissen immer stärker schlug.

„Gewiß, mein Herr, höchst grauensvoll, und es freut mich, daß Sie einige Theilnahme für mich empfinden. Es wie oft ist dieses nur allzu weiche Herz mißbraucht und hintergangen worden, und doch ist es immer wieder bereit zu helfen. Nicht nur, daß ich diese Person monatelang in meinem Hause duldete, ohne einen Fennig Miete zu sehen — sie schuldet mir baare zweihundert Mark — in meinem Herzen sprach etwas für sie, das hübsche Lächeln dieser Kokette hatte mir den Verstand geraubt; ich gab allen Erstes mit dem Gedanken an, ihr meine Hand anzubieten... Da wurden mir noch rechtzeitig die Augen geöffnet. Erfüllt von meinen redlichen Absichten, erlaube ich mir neulich eine kleine Freiheit... ganz harmlos natürlich... und was thut diese Person? Sie weist mich die Thüre, mir, ihrem Wohlthäter, ihrem väterlichen Freunde... o, der Tag ist mir unvergänglich, es gab gerade mein Verdict... Nebhühner aux truffes à la Talleyrand... ich konnte keinen Bissen essen vor lauter Wuth und Aerger.“

Der Generalagent seufzte tief auf und fuhr fort: „Aber da hatte denn doch meine christliche Langmuth ein Ende, ich erkannte die Schlange, die ich an meinem Busen genährt hatte, und zog meine Hand von ihr ab.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ unterbrach Reginald die Phrasen des Generalagenten.

„Ganz einfach. Ich habe die Person nebst ihrer Brut heute in aller Form ermittelt und ihre Möbel an Zahlungsfähigkeit zurückbehalten.“

„Das haben Sie gewagt, Glender?“ schrie Brudner, den dieser glatte, schmausende Schurke außer Fassung brachte.

Der Generalagent wechselte die Farbe. Das Champagnerglas in seiner Hand fiel klirrend zu Boden.

„Ich werde den Hausknecht rufen, mein Herr,“ stammelte er, an einem Stück Kapaun würgend, das ihm in die unrechte Kehle gekommen sein mochte.

„Das werden Sie nicht thun,“ sagte Reginald, den Fels zurückschlagend und in's Licht tretend; „mein Name ist Reginald Brudner.“

Der Generalagent stand wie vom Donner gerührt; seine dicken Händen entfaltete die Gabel, seine Kniee schütterten.

„Bitte unterthänigst um Entschuldigung, Herr von Brudner; wenn ich gewußt hätte...“

„Natürlich. Sie wußten nicht, daß ich derselbe Brudner bin, von dem Sie geschäftlich abhängen, der Sie mit einem Federzuge vernichten kann. Ein Telegramm nach Hamburg, und jene Generalagentur, auf welcher Ihr Kredit beruht, wird Ihnen entzogen, Sie sind so gut wie ruiniert. Ist es so?“

Der Generalagent wischte sich mit seiner Serviette den Angstschweiß von der Stirn, die Worte verjagten ihm. Endlich stammelte er: „Es ist ganz so, wie Sie sagen, liebenswürdigster Gönner; aber Sie belieben einen Scherz zu machen, Sie werden mich nicht in's Unglück bringen, weil ein freilich ganz unverzeihliches Mißverständnis...“

„Sie haben Recht,“ sagte Brudner verächtlich, „es war ein Mißverständnis. Sie haben nicht gewußt, daß jene Unzulässigkeit, die Sie am Weihnachtstag mit ihren Kindern auf die Straße stießen, meinem Herzen nahe steht, sonst würden Sie mich verfahren sein. Sie gehören zu jener Sorte von Menschen, die das Gute nur aus Klugheit thun, nicht aus Herzensbedürfnis. Nun wohl, Herr Generalagent, ich will Ihnen Gelegenheit geben, gut und klug zugleich zu handeln. Erstlich nennen Sie mir die jetzige Wohnung der Frau Wüllner.“

„Frau Wüllner wohnt Theresienvorstadt Nummer fünfzig, zwanzig, bei Tischler Frank,“ lautete die prompte Antwort.

„Ferner,“ sagte Reginald, sein Portefeuille herausholend, „liefern Sie mir gegen diese zwei Banknoten den Wohnungsschlüssel der Frau Wüllner aus, damit ich ihr denselben sofort zustellen kann.“

Der Generalagent lieferte den Schlüssel ohne Widerrede aus, froh, so leichten Kaufes davongekommen zu sein und mit den Banknoten liebäugelnd.

„Wollen Sie endlich noch ein Uebrigcs thun,“ fuhr Reginald fort, „und liegt Ihnen daran, den unangenehmen Eindruck zu verwischen, den ich heute von Ihnen empfangen habe, so legen Sie diese zwei Banknoten, um derenwillen Sie eine arme Wittve der Obdachlosigkeit und dem Elend preisgaben, noch heute in die Armenkassc und senden mir die Quittung. Verstanden?“

Wohl oder übel willigte der Generalagent auch in diesen letzten Vorschlag ein, um Schlimmeres abzuwenden, worauf Brudner ihn seiner Zerknirschung und seinen Kapaunenresten überließ.

Wenigstens gelangt, konnte Reginald dem Wunsche nicht widerstehen, Charlottens verlassene Wohnung einen Augenblick zu betreten. Er schloß auf und tastete sich bis in's Wohnzimmer. Dort fand er eine Kerze und zündete sie an. Es war Alles noch wie bei seinem letzten Besuch, nur sie fehlte. Auf dem Nähtisch lag eine angefangene Hülfsarbeit, an der Erde eine zerbrochene Puppe. Reginald betrachtete mit Behmutz diese stummen Ueberbleibsel entflohenen Lebens, er hätte sie küssen mögen. Er ließ seine Blicke über all' die bekannten Gegenstände schweifen, welche bis vor Kurzem die Umgebung Charlottens gebildet hatten. Was war das für ein verhäßtes Bild über dem Sopha? Schon bei seinem letzten Besuch war's ihm aufgefallen, und er hatte sich allerlei Gedanken darüber gemacht. Von unheimlichem Verlangen getrieben, zog er den Schleier herab.

Charlotte!

Ja, es war Charlotte, wie er sie einst geliebt, in der ersten Jugendblüte... das feine Oval des Gesichtchens, das blauschwarze, schlicht zurückgekämmte Haar, die zart gezeichnete Nase, der frische, wie eine Knappe geschlossene Mund, und die großen blauen Augen mit dem seltsam tragenden Blick, der ihn einst bezaubert hatte... seine eigene Jugend, alle Wünsche und Hoffnungen, die er längst begraben hatte, traten ihm wie etwas Unsterbliches aus dem goldenen Rahmen des Bildes entgegen. Lange stand er in dem Anblick der theuren Züge versunken, dann murmelte er den Namen Otto Wüllner und schlug den Blick zu Boden. Dem zu Füßen lag ein zerknitterter Briefbogen. Mechanisch hob er ihn auf und hielt ihn an's Licht. Es war ein angefangener Brief Charlottens ohne Ueberschrift, er erkannte ihre feinen Züge. Charlotte schrieb: „Die bitterste Noth, der ich nicht zu steuern vermag, treibt mich zu diesem

Schritte der Verzweiflung. Seit Monaten habe ich gerungen und gekämpft; ich kann nicht mehr, meine Kräfte versagen. O, hätte er damals ein Wort der Vergebung für mich gehabt, wie anders wäre Alles geworden. Ich hätte ihm ein Geheimniß sagen dürfen, das tief in meiner Seele verborgen ist; es hätte vielleicht keinen Werth mehr für ihn gehabt, aber es hätte ihn milder und gerechter gestimmt, er hätte aufhören müssen, mich zu hassen. Ja, der einzige Mann, den ich wahrhaft geliebt habe und noch liebe, hoffnungslos, mit verzehrender Sehnsucht...“

Hier brach der Brief ab, das nächste Wort war unleserlich.

Reginald war erblickt, jede Faser an ihm bebte. Wie von Furien getrieben, stieß er aus der verlassenen Wohnung, ein entschlossener Gedanke trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirn. In dieser Stimmung, gefoltert von den Befürchtungen, die der mysteriöse Brief Charlottens in ihm geweckt, fuhr er nach der Theresienvorstadt. Er betrat ein ärmliches Arbeiterhaus und ging einem Lichtschimmer nach, der durch die Spalte einer Thür in den Hausflur fiel.

Reginald blickte durch den Spalt in das Innere in der Hoffnung, Charlotte zu entdecken.

Es war ein düstiges Christfest, das hier gefeiert wurde.

(Schluß folgt.)

Dorf und Stadt.

(Bild S. 221.)

Das Leben in den Städten verleiht Sicherheit und Gewandtheit, Beweglichkeit und jene leichtbeschwingte souveräne Entschiedenheit, die den Dorfbewohnern so sehr imponirt. Der Dörfler ist dem Städter gegenüber immer genirt, er fühlt sich überflügelt und das gibt seiner Haltung eine gewisse Zaghaftigkeit, etwas Linkisches. Freilich, lernt er den Städter genauer kennen, so sieht er, daß das Landleben doch auch eigene Vorzüge ausbildet, nämlich Tiefe des Fühlens und Denkens, das Innerliche stärker entwickelt, während der Städter in vielen Fällen nur durch Neuheitlichkeit glänzt. Diese Gegensätze haben oft schon der Kunst Stoff zu interessanten Darstellungen gegeben. Allerliebst veranschaulicht der Maler W. Mark sie in dem Bilde „Dorf und Stadt“, das unter die jährliche Stadtschickungskunst bildet. Da sehen wir eine Gesellschaft Stadtkinder, welche, auf dem Dorfe zu Besuch gekommen, mit den Dorfskindern ein Spiel arrangiren wollen — das geht nicht so schnell; die leichtfüßigen, behandschulten, schlingelgeden Kinder flößen der Dorfsjugend großen Respekt ein, sie bleibt in der Entfernung stehen und betrachtet schon die Fremden: wie schnell sie sich bewegen, diese Kinder, wie sie sich drehen können, wie sie lachen und schnell schwatzen; im Augenblick haben sie einen Kreis gemacht und wechseln das Spiel im Handumdrehen — so denken die darfsüßigen Kleinen — doch was ist das, sie spielen ja „Häschen in der Grube“ und „Fuchs aus dem Loch“ wie wir, überlegen die Dorfskinder weiter und das gibt ihnen das Gefühl: Diese sind im Grunde dasselbe wie wir, und zuerst legen die stets gewandteren und sich den Verhältnissen schneller anpassenden Mädchen die Scheu ab; bei den Buben geht es langsamer — sie haben härter die Empfindung der Gegensätze und trauen sich auch mit diesen schon angezogenen und so fein sich benehmenden Mädchen nicht so derb herumzuspringen, wie sie das hier gewohnt sind. Es bedarf erst der entschiedenen Aufforderung der kleinen Brünnetten, welche keinen Anstand nimmt, mit ihren behandschulten Armen sie in den Kreis zu ziehen. Der Ausdruck in den Gesichtern der Kinder ist köstlich: die heitere Ueberlegenheit und Sicherheit in Wiene und Haltung der Brünnetten, das naive Staunen der kleinen Buben mit dem Kopfstuch, die neugierig ist, ob die Buben sich weiter fürchten werden, die erwartungsvolle Theilnahme der beiden Stadtkinder, ob die Schwester das Spiel zu Stande bringen kann durch Befiegung der Widerstrebenden. Dann die Großmutter und Tante am Tische, die aufmerksam beobachten, wie der kindliche Frohsinn und die Gemeinschaft des Spiels alle Gegensätze verwischt, so daß Dorf- und Stadtschicklinge bald nur noch spielende, ihres Daseins sich freuende Kinder sind. Das hat Mark in seinem vortrefflich beobachteten Bilde sehr lebenswürdig und vor Augen geführt.

Tieffinnige Betrachtungen.

(Bild S. 225.)

Meister Reineke, der heute einen weiten Morgenpaziergang gemacht, um ein fettes Frühstück sich zu gewinnen, da in der Nähe seiner „Burg“ nicht viel mehr zu holen war, gelangt plötzlich an eine Maschine, die ihm schon oft ein etwas bängliches Nachdenken erregte. Heute jedoch wurde ihm klar, daß dieses Geräth ein fürchterliches Instrument ist, welches einem seines Geschlechtes schon Uebles gethan. „Das ist ohne Zweifel die Zierde eines meiner Rasse“ — jagt sich Reineke; „aber wo ist der Mann oder das Weib selbst, dem dieß böse Ding den Schwanz ausgerissen. Es gibt jetzt viel unheimliche Dinge im Walde, seitdem der neue Förster da ist,“ überlegt Reineke weiter. „Man kann da plötzlich in Gruben fallen, sich abgenußig die Beine einklemmen, die Schnauze fast abgesehen herausziehen aus Furchen und Buschwerk, wo es so gut riecht und sicher etwas Gutes zum Schnaufen verborgen liegt. Ja, es ist nicht mehr leicht, im Walde ein lustig Leben zu führen wie früher. Wenn man etwas Gutes entdeckt hat und gerade zuspringen will — puff! da knallt es und Mancher hat mit seinem Blute die Erde gefärbt und ist nie mehr aufgestanden. Gut ist es dem Kollegen da, dessen schönen Wedel dieses Eilen hier hält, sicherlich nicht gegangen — er wird sicher nicht wieder kommen, um den Schwanz, den er hier verloren, sich zu holen; aber bald wird der Herr Jäger dort hinter den Tannen erscheinen, um nach seinem Eilen zu sehen — für diesen Fall ist es wohl besser, daß ich mich auch empfehle, sonst könnte er am Ende glauben, das wäre mein Wedel und mich dazu mitnehmen.“ So etwa möchten die tieffinnigen Betrachtungen lauten, welche Meister Reineke beim Anblick dieses Unfalles — der einen seiner Kameraden betroffen — durch den Kopf gehen, etwas dunkler natürlich, als wir das hier dargestellt — aber ungefähr so dürfte Meister Reineke seine Gedanken und Empfindungen erzählen, wenn er der Kunst des Schreibens mächtig wäre.

Weihnachtsbrauch.

Skizze von

Dr. Blochwitz.

(Nachdruck verboten.)

Auffällige Naturerscheinungen wurden von den Alten als Gottheiten gedacht; sie wurden personifizirt. Dem entsprechend sagte man den Wiederbeginn des Kreislaufs eines Jahres als Geburt der betreffenden Gottheit auf. Je wichtiger die Naturerscheinung, desto höher die Festfeier. So kam es, daß die hohen Feste mit dem Wechsel der Jahreszeiten und der Jahre zusammenfielen. Die auffälligsten und reichsten Erscheinungen verknüpfen sich mit dem Laufe der Sonne. Zur Weihnachtszeit beginnt sie ihren Kreislauf, sie wurde geboren. Die Nacht vom 24. zum 25. Dezember hieß deshalb „Nacht der Geburt“; ihr Geburtsfest war das Julefest der Germanen.

An Stelle des Heidenthums trat das Christenthum, an Stelle der Sonne Jesus, mit dessen Geburt das Licht des Evangeliums aufging. Nichts war natürlicher, als daß man die Stätte seiner Geburt veranschaulichen wollte. Die biblische Tradition war maßgebend. Die Nachbildungen dieser Stätte nennt man „Krippe“. Der Orient stellt sie gewöhnlich als Grotte, das Abendland als Hütte oder Stall dar. Sie bilde sonst meist den Mittelpunkt der Festfeier. In Frankreich, Italien und Deutschland wurde sie bald möglichst armelig, als Geburtsstätte eines Menschen, bald maßlos glänzend, als die eines Gottes, ausgestattet. Die höchste Pracht entfaltet die Marienkirche zu Bethlehem, in welcher die Geburtsstätte Jesu gezeigt wird und zu der jährlich Tausende von Pilgern wallfahrten. Die kostbare, aus Olivenholz geschnitzte Krippe der Kirche Il Santo Bambino zu Jerusalem blüht während der ganzen Weihnachtszeit ausgestellt. Die Kirche St. Maria Araceli in Rom wird ihrer berühmten Krippe halber zur Weihnachtszeit von Jedem besucht, der sich den Schein der Rechtgläubigkeit wahrnehmen will. In Folge der religiösen Streitigkeiten des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts verschwanden die Krippen in den protestantischen Ländern fast gänzlich. Sie finden sich etwa noch in Miniaturformat unter den Christbäumen. Häufig haben sie die Gestalt eines Pfeffertuchenhäuschens angenommen, das man dann wohl zu diesem oder jenem Märchen in Beziehung gebracht hat. In katholischen Ländern brachte die Krippendarstellung zunehmender Unzufriedenheit in Mitleid. Nur in Tyrol, dem Lande, in welchem die Krippenfeier seit Alters besonders gepflegt wurde, ist sie auch jetzt noch wirklich populär. Die Krippen der Krippe, die in der Dorfkirche aufgestellt wird, trägt die ganze Gemeinde. In einigen Gegenden unserer mitteldeutschen Gebirge finden sich große und künstlich zusammengebaute Krippen (mit der Umgegend von Bethlehem) in Privatbesitz, zu deren Besichtigung die Nachbarschaft am heiligen Abend herbeikommt. Zur Erinnerung an die Armuth Jesu wurden Wohnungen und Kirchen mit Stroh belegt, welches nachher wiederum zu verschiedenen Zwecken verwendet wurde. Lebhafte Anlauf beim Volke fand die Darstellung der Wiegenzene. Die Wiege stand in der Kirche. Während des Wiegens, das gewöhnlich der Geistliche selbst besorgte, wurden besondere Wiegelieder gesungen; das Kind, eine Puppe, wurde dem Volke zum Kuß gereicht. Wandersleute nannten man die Weihnacht geradezu Wiegenacht. In der Domkirche zu Brigen zum Beispiel dauerte das Kindelwiegen von Weihnachten bis Lichtmeß. Auch diesen Brauch brachte sich einschleichender Unzufriedenheit in Verfall, so daß ihn obrigkeitliche Verbote endlich ganz beseitigten.

Wurde die Sonne bei Beginn ihres Kreislaufes als Gottheit aufgefaßt, so lag es nahe, an einen wirklichen Umzug dieser Gottheit oder der Götter überhaupt zu denken und dieser Vorstellung durch Darstellung eines solchen Umzuges Ausdruck zu verleihen. Ja, der Glaube an Götterumzüge über die Erde reicht aus der ältesten Zeit bis in die Gegenwart. Die Wirkung dieser Umzüge, das ist der Anwesenheit der Götter oder Gottes, war und ist eine physische und ethische zugleich: dem Erdreich Fruchtbarkeit, der sündigen Menschheit Sühne. Wie Tausende von Jahren vor Jesu die alten Ägypter u. ihre Götterbilder in feierlicher Prozession durch das Land führten, so Tausende nach Jesu die Kinder noch jetzt; wie die heidnischen Germanen ihre Göttin Hertha andächtig von Ort zu Ort geleiteten, so feiern katholische Christen mit ihren Marien- und Heiligenbildern jährlich ihre Furgänge; wie der Heide bei Fest- oder Opfermahlen die Gottheit unsichtbar amwesend und theilnehmend dachte, so denkt sich der gläubige und gemüthvolle Christ am heiligen Abend das Christkind auch gleichsam gegenwärtig. In Tyrol kommt es vor, daß Leute, während sie zur Christmette gehen, eine Schüssel Semmelmilch für das vorüberziehende Christkind und seine Mutter auf den Tisch legen. Finden sie bei ihrer Rückkehr die Schüssel in etwas veränderter Lage, so wahren sie, daß Jene dagewesen und nun dem Hause Glück widerfahre. In allen Weihnachtsspielen sieht man dem Christkinde bestimmte Speisen, insbesondere Honigtuchen und Butterwecken vor, die vorzüglich zubereitet und dann von den Leuten als heilbringend selbst genossen wurden. In Norddeutschland, wo sich in Wort und Brauch so Vieles aus dem Heidenthum erhalten, sagt man von Jemandem, der Glück gehabt: „Dem hat Frau Gude was 'bracht,“ das ist: Wodan's Frau hat ihm etwas Gutes zugeheilt; anderweit hört man: „Dem hat Wärtens was 'bracht,“ das ist: Der heilige Martin. Der christliche Weihnachtsheilige und die heidnische Göttin in derselben Redensart.

Nach heidnischem Glauben öffnete sich zur Julzeit Walhall, das Götterherd kam hervor und hielt seinen Umzug. Nach dem Evangelium thut sich zu Weihnacht der Himmel auf, aus welchem in überirdischem Glanze die Engelschaar zur Erde steigt. Vormalst ließ man von der Decke oder Kuppel glänzend erleuchteter Kirchen in der Christmette einen Engel herabschweben, währenddem die Gemeinde unter Musikbegleitung das Lied sang: „Vom Himmel hoch da komm' ich her“. Häufig bediente man sich dabei eines lebendigen Kindes. So geschah es zum Beispiel jährlich zu Grimnitz in Sachsen, bis einmal das Kind, das herabschwebte und ein obrigkeitliches Verbot den herkömmlichen Brauch aufhob.

Die üblichen Weihnachtsumzüge haben im Laufe der Zeit mancherlei Gestalt angenommen. Bald beruhen sie auf in christlichem Sinne umgestaltetem heidnischem Charakter, bald tragen sie rein christliches Gepräge; da haben sie sich ziemlich unverändert erhalten, dort haben sie nach und nach jammervolle Entstellung erfahren. Kennzeichnet aber werden sie alle durch Maskierung, das ist Verkleidung und Verhüllung, was heidnischen Ursprungs



Die Weihnachtsgel. „Mein Name ist Reginald Bruckner!“ (S. 219.)

reichen Gegenden, in Rußland und Polen, wo einst der Wolf hauste und noch haust, spielen Vermummungen in Pelzpelze zur Weihnachtszeit eine große Rolle. Es wurden heilige kirchliche Prozessionen am heiligen Abend veranstaltet und der sogenannte Wolfslegen, das ist der Anfang der vier Evangelien, verlesen, was gegen Wolfsgefahr schützen sollte. — Variationen zu Nikolaus sind Sumner und Herichallaas, was auf die Sonne weist. An seine Stelle sind getreten: in Schlesien der heilige Joseph, in Steiermark Barthel (Bartholomäus), in Oberösterreich Grambus oder Grambas (Hieronymus?), in Niederösterreich die Budelfrau, um Augsburg die Bugeberg (nach Buge, was auf Vermummung weist). — Andererseits wurde nach menschlicher Vorstellung das Fell, der Pelz, für die zur Winterzeit umziehenden Götter und nachmalig für das Christkind und die Schuttrone ein willkommenes wärmendes Kleidungsstück, in welches sie die Geschenke für die Kinder borgen; daher Pelzmädel, Pelzmärkte, Pelzmädel.

An Stelle der Rösse ist bei uns meist der Schlitten getreten. Junge Burche fahren entweder wirklich in Schlitten durch die Dörfer oder es thun es nur scheinbar, indem sie mit Schellengeläuten umherlaufen; wovon wohl noch, wie in Nörten, lautes Peitschengeläute tritt, während man den Kindern drinnen sagt, das Christkind oder der heilige Nikolaus oder der heilige Martin fahre vorüber. Kessel und Rüsse, welche die Vorüberziehenden oder die Eltern selbst heimlich vor die Türen legen, sind für die Kinder aus dem Schlitten gefallen. In Frankreich stellen die Kinder Schale in den Kamin, in England und Amerika hängen sie große Strümpfe zum Fenster hinaus, damit sie dort das Christkind, hier der heilige Nikolaus mit Gaben fülle.

Das überall gebräuchliche Lärmen, Klingeln und Quallen entspricht zugleich dem Volksglauben, daß es böse Geister verjage. In Schwaben wird deshalb sogar das kirchliche Läuten am heiligen Abend Schredeläuten genannt. Damit hängt dann wieder der Glaube zusammen, daß man am heiligen Abend die Götter untergegangener Rassen aus der Tief der Seen leise läuten höre; selbst G. M. Arndt erzählt dies in seinen Jugenderinnerungen vom Garzer See auf Rügen und fügt hinzu: „Und das ist wahr.“ — In Frankreich ziehen häufig junge Leute, als Hirten gekleidet, mit Körben voll Kuchen und Früchten an den Häusern vorüber, indem sie einen kleinen, mit grünen Reisern geschmückten Wagen, den ein Lamm zieht, mit sich führen, in welchem man sich das Christkind ruhend denkt.

Wie durch christlichen Einfluß die alten Götter zu bösen Weisen wurden, so die zur Winter Sonnenwende umziehende Götterhaare zu einer verderblichen Horde, zur wilden Jagd; Wotan oder Woden wurde zum Wut und sein Gefolge zum wüthenden Heer, fast Alles zu Höllenpact und Teufelsputz, ganz ähnlich wie vielerorts die Osterfreudenfeuer zum Judasverbrennen und die heiligen Martinsfeuer zum Lutherverbrennen wurden. In der Weihnachtszeit blieb man bis nach Mitternacht oder die ganze Nacht wach, um des Segens der vorüberziehenden Götter theilhaft zu werden. Selbst die Hausthiere ließ man aus diesem Grunde nicht schlafen. Man

ist, da es der üblichen Maskierung der Götter entspricht, und durch lärmenden Sang und Klang, der theils zum Ausdruck der Festfreude, theils zur Vertreibung böser Geister dienen soll.

Nach altem Volksglauben machte die Sonne beim Wiederbeginn ihres Kreislaufes, also zur Julzeit, drei Freudenstrünge. Als Strahlende, Glänzende war sie, personifiziert, die Verachta, Berchta, Bertha. Diese Strünge wurden von den Menschen als Verchtersprünge nachgeahmt, indem die Jugend am heiligen Abend oder Rikolstag, die man deßhalb auch Verchtersprünge nannte, mit Klingeln lärmend umherliefen. Sie sind jetzt noch üblich als Verchtersprünge und Verchterspringen in Schwaben, als Verchterspringen in Kärnten, als becheln oder bechteln in der Schweiz. Der Verchtersprünge wurde durch Verchtersprünge zum Pechtag und durch weitere Unkenntnis in Bergwerksgegenden zum Pechtag, den man zum Bergbau in Beziehung brachte, weshalb man, wie im Oberfränkischen und im sächsischen Erzgebirge, zu dieser Zeit wohl auch künstlich zusammengestellte kleine Bergwerke zur Schau stellt oder Leuchter in Bergmannsgestalt benutzt.

Das Heidenthum stellte sich seine Götter reitend und die Rösse durchaus weiß vor. Daher die vielgestaltigen Schimmelreiter zur Weihnachtszeit, nur daß fast durchweg Kirchenheilige an Stelle der Götter getreten. Götterumzüge fanden auch zu anderen Zeiten, namentlich zu Anfang des Frühlings Statt, woran noch vielerorts zu Ostern und Pfingsten bäuerliche Wettrennen, Mai- und Pfingstreiten, erinnern, mit denen sich oft allerlei Aberglaube verknüpft. Als Schimmelreiter treten zu Weihnachten hauptsächlich auf die Heiligen Nikolaus, Michael und Stephan. In Norddeutschland reiten Bauern, welche einen Schimmel besitzen, noch jetzt am heiligen Abend durch die Dörfer. Anderweit ist der Schimmel zu einem mit einem Bettuch überhängten Gerüst oder Steden herabgesunken, oder zu einer mit einem Ziegenfell überkleideten Stroßfigur, die man im Elsaß Habergais, im hannoverschen Haserbräuten (bräutigam) nennt.

Das Schiedel, zu einer Karikatur oder Schredgestalt herabzusinken, hat besonders eine vormalige Gottheit erreicht, den Ruprecht, Hruodpercht, den Ruhmglänzenden, in dem sich heidnisch gute und christlich üble Vorstellungen wunderbar kreuzen. Einerseits erscheint er als grimmiges Wesen mit Ruthe und Stock, andererseits als guter Gefelle mit Küssen und Rüssen und mancherlei Gaben; seine Schredgestalt jagt die Kinder in Angst und Furcht, und gleichwohl freuen sie sich auf seine Ankunft. Dieser Widerspruch löst sich aber sehr einfach. Der göttliche Ruprecht erhielt durch das Christenthum diabolische Gestalt und das teuflische Bodsfell, welches letzteres wiederum zum Pelz ward. Wie das Christenthum über das Heidenthum siegte, wurde er zum Dienenden, zum „Anecht“ Ruprecht, wohl auch zum Rumpfnacht; wie das Christenthum das Heidenthum gleichsam gefangen nahm, so führte häufig bei Weihnachtsumzügen das weißgekleidete liebliche Christkind den bodsfelligen Ruprecht an fesselnder Kette, in Folge dessen er auch zum Vär wurde. So erscheint in Norddeutschland noch jetzt am heiligen Abend mancherorts ein weißer Mann, der Christ, welcher eine mit Erbsenstroh umwickelte Person führt, den Erbsenbär; oder einen Klapperbod, eine oft zur Unkenntlichkeit nachgebildete Ziegengegestalt mit hölzernen Rinnladen, die man mittelst einer Zugseilspur klappen läßt und die auch Julbod genannt wird. Gleichwohl erhielt sich neben dieser später christlichen Darstellung noch Manches von der frühern heidnischen Vorstellung, und so finden wir neben dem geschmückten und schwarzgekleideten Ruprecht auch den weißen Wattenmann, reich mit (Glitter-) Gold gezier und mit Geschenken beladen, also mit den freundlichen Attributen einstiger Göttlichkeit. Dieß die Ruprechte und Wattenmänner, die unsere Christmärkte in allen Größen und Formen in fast übergroßer Zahl aufweisen und für

welche das Interesse selbst bei Erwachsenen noch nicht erloschen ist. Ein ähnlicher Widerspruch findet sich, wenn der Teufel als Junter Warten, Junter Peter oder Stephan die Namen von Heiligen führt. So unterscheidet man zum Beispiel in Tyrol schöne und schliche (häßliche) Hollen.

Die freundliche Gottheit wird zugleich zur strafenden für die Bösen, als solche in unserer Vorstellung zürnend und finster. So ist Sankt (Nik) Klaus oder Sente Claes zu einem Schante oder Schandklaus geworden; der heilige Nikolaus, gütig und mild, zu einem Klausbauf oder Klausklaus, der am heiligen Abend oder die Abende vorher in greulicher Verkleidung umhergeht und unartige Kinder mit einem Asebeutel schlägt; oder, wie bei den Dithmarschen, zu einem Pulterklaus oder Bullermann, der in den Wohnungen umherpölkert. An den Letzteren erinnern noch die Waldteufel oder Schurren (das ist Papierschinder, an einer Seite offen, welche an Pferdehaaren hängen und bei rascher Schwingung lautes Schnurren und Knurren erzeugen), welche für den Berliner Christmarkt so charakteristisch sind und deren schon Schleiermacher in seinen Weihnachtsbetrachtungen von 1806 gedenkt. Auch dem Nikolaus ist die Pelzverkleidung eigen, wonach er Rusklaus, der rauhe Klaus heißt, die aber zu greulicher Pelzvermummung führte, wonach er Graule, Bugegraul, Buzelmann heißt. Ja, in wald-



Die Weihnachtsgel. Es war ein dürftiges Weihnachtsfest, das hier gefeiert wurde. (S. 219.)



Dorf und Stadt. Nach einem Gemälde von B. Wenz. (Verkleinerte Kopie eines Kupferstichblattes.) (S. 219.)

stellte Futter für die Kasse der Götter vor Thür und Thor, in England gern auf die Giebel der Dächer. Um Ostingen sollen noch jetzt Bauern am heiligen Abend Futter in's Freie legen. Man dachte sich die Futter durch Verführung der Götterthiere wie durch den Thau in den heiligen Nächten geeignet und mit Heilskraft versehen, und gab es dem Vieh am ersten Weihnachtsfeiertag oder in den Zwölften unter das Futter. Aus gleichem Grunde und zu gleichem Zweck trugen nachmals Knechte am heiligen Abend Heubündel dreimal um die Kirche. — Während man sonst in der Julnacht Haus- und Stallthüren offen hielt, wurden sie nachmals ängstlich vor dem bösen Zauber der wilden Jagd verschlossen. Die Furcht ging so weit, daß man die Hausthiere nicht einmal mit dem gewöhnlichen Namen nannte, sondern während der Zwölfe andere setzte. So hieß, wie sich's in einem alten Kinderliede erhalten, das Huhn Kammstruß, die Gans Wackelschwanz, die Gais Schwarzundweiß, das Pferd Ehrenwerth, die Kuh Gutmuh, die Katz Sammetkatze u., wozu auch ein altes Volkslied verglichen werden kann, welches sich im Wunderhorn unter der Ueberschrift findet: „Knecht, Magd, Och, Esel und Alles, was mein ist“. In Mecklenburg sollen noch Bauern vorkommen, welche auf Unterlassung dieses Brauchs Geldstrafe legen. Man schrieb und schreibt wohl auch am heiligen Abend als Schutzmittel an die Stallthüren die Buchstaben C. M. B., das ist die Anfangsbuchstaben der drei Könige aus dem Morgenlande: Caspar, Melchior, Balthasar.

Zu diesen Umzügen und Bräuchen, welche heidnischen Ursprungs sind, treten eine Anzahl, die wesentlich christlicher Natur sind. Hier gehören vor Allem die Umzüge der heiligen drei Könige und der sogenannten Sternsinger. — Oft zogen oder ziehen nur die drei Könige umher, dargestellt durch drei Knaben, in Weiß (Hemden) gekleidet, mit Kronen von Goldpapier, gekennzeichnet durch die angeführten Buchstaben C. M. B. Bieleorts schlich sich ein Aufzug ein, der an das Abenteuerliche, ja Ungeheuerliche streifte. Sie gehen von Haus zu Haus, singen irgend ein Weihnachtslied und erhalten kleine Geschenke. Letzterer Umstand ward meist Veranlassung, daß nur Arme diese Umzüge ausführten und das Ganze auf eine oft zudringliche Bettelei hinauslief. — Führt einer der drei Könige oder eine ganze Truppe einen großen Stern, erleuchtet oder aus Goldpapier, so nannte man sie Sternsinger. Daß dieser Stern an den von Bethlehem und damit an die Geburt Jesu erinnern sollte, bedarf keiner Erwähnung. In Welschtral führten diesen Umzug die Chorknaben aus, die bei dieser Gelegenheit eine Entschädigung für den jährlichen Kirchengehalt erhielten. Heut erinnert an den Gesang der himmlischen Heerschaaren das Blasen und Singen vom Thurm, wie es an vielen Orten üblich ist. — Hier dürfte auch der sogenannte Klopfflein- oder Knöpfelsinger zu gedenken sein. Zur Weihnachtszeit tritt die Sorge für die Armen mehr als zu anderen Zeiten hervor. Streute man den Thieren des Waldes Futter, stellte man den Vögeln oft ganze Garbenbäume in's Freie, wie viel mehr mußte man sich armer Menschen erbarmen! Letztere wanderten an den Abenden vor Weihnachten oder an bestimmten Abenden, den Knöpfelsängern, singend vor die Häuser und erbieten auf ihr „Anklopfen“ (an Fensterräden und Thüren) kleine Geschenke.

(Schluß folgt.)

Das Sammeln der Eiderdaunen.

Die Vögel Islands liefern eine Anzahl Produkte, die nützlich als äußerlich ansehnlich sind. Am bekanntesten ist die kostbare Daune der so häuslich kühnen Frau Eidergans. Das Entstehen der Eiderdaunenindustrie kann im britischen Handel bis in das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert zurück verfolgt werden und hat von jener Zeit an einen immer größeren Aufschwung genommen. Die Vögel kommen im Mai und Juni an den Küsten der Insel an und bewohnen jahraus jahrein dieselben niederen Inseln an den Meerengen und Mündungen; an Binnenlandsgewässern finden sie sich niemals. Ihr Lieblingsaufenthalt sind die Holmen des Preiofjörður, Haffjörður, Hagafjörður und an der Mündung des Laga im Sjölfjörður.

Die Eidergans füttert ihr Nest mit den Daunen aus, die sie sich selbst ausruft, und legt vier bis sechs Eier. Diese wie die Daunen nimmt man den Vögeln theilweise fort, worauf sie noch zwei bis vier Eier legen und sich noch einmal Daunen ausruft. Dann wird das Nest wie vorher zum dritten Male beraubt, und wieder erfolgt der Vogel den Verlust. Nach dem dritten Raube liefert auch der Eidergans einen Beitrag von etwa fünfundvierzig Gramm weicherer Daunen. Eine weitere Beeinträchtigung der Thiere würde dieselben verschrecken.

Man rechnet, daß drei Nester etwa zweihundertfünfzig Gramm Daunen ergeben, deren Preis in den letzten zwei Jahren von achtzehn bis neunzehn Mark für das halbe Kilogramm auf acht bis neun Mark gestiegen ist. Ohne Zweifel liegt der Grund darin, daß die echten Eiderdaunen eine Konkurrenz gefunden haben in den sogenannten „arktischen Daunentischen“, die, gekloppt, mit gewöhnlichen Gänsefedern aus Holland neben Seideabfällen (Schuppen) und noch geringerem Material gefüllt sind. Ein echtes Eiderdaunentisch oder -Decke wiegt nur siebenhundertfünfzig Gramm und läßt sich nicht steppen, während die Konkurrenzwaare über zwei Kilogramm wiegt und nicht halb so warm ist.

Die Eiderdaunen werden mittelst eines sehr primitiven, von England eingeführten Verfahrens gereinigt. Auf einem aus Garn angefertigten Siebe werden sie mit einem Stabe durcheinandergestrichen, die grobe Daune (tangle) und die Unreinigkeiten fallen hindurch, während die feine Daune (grass) auf dem Siebe zurückbleibt. Durch diese Operation, welche die Arbeit des Winters bildet, wird das ursprüngliche Gewicht auf die Hälfte verringert. Nur die feinen Daunen werden zu Decken verbraucht, die groben Daunen zu Federbetten und Kopfstützen. Die Daunen todter Vögel sind fast wertlos.

Die Jahresproduktion wird zu dreitausend Kilogramm veranschlagt im Werthe von hunderttausend Mark. Einzelne Daunenjammler haben aus dieser Quelle eine Jahreseinnahme von dreitausend bis viertausend Mark. B. A.

Albumblatt.

Heiliger Abend.

Sieh' ich im Schnee die grünen Tannen stehen,
Ist mir, als leuchteten die Weihnachtskerzen;
Und ach, die Kindheit schlägt in meinem Herzen
Die Augen auf mit Wonnen und mit Schmerzen.

Ich höre wieder schmeicheln mich und stehen,
Das lieblichste Geheimniß zu erschützen,
Und sehe mich mit sehnsuchtsvollen Schmerzen
Zum allerletzten Mal zu Bette gehen.

Sam allerletzten Mal! O ein'ge Wonne,
Wann wieder sich zum Abend neigt die Sonne,
Dann glänzt der Christbaum mit den bunten Gaben!

Ich phantasirte, träumte und erwachte,
Ich sprang empor, ich weinte und ich lachte
Vor Lust, wie ihr jetzt, meine lieben Knaben.

Herrmann Neumann.

Auge um Auge.

Erzählung

von

Friedrich Carl Petersen.

(Fortsetzung.)

Der Salonnomade zuckte die Achseln und setzte sich nieder. „Mein theures Weib gemeckelt, mein armes Kind in's Verderben gestürzt... Weißt Du, elender Wicht, daß Du an mir den Galgen verdienst hast?... Sprich, Schändlicher, was hast Du mit meiner Tochter angefangen?“

„Mit Ihrer Tochter?“ versetzte Grosjean, den Erstaunten spielend. „Ich hätte viel zu thun, wenn ich bezüglich all' der Töchter, die sich mir an den Hals werfen, ein Register führen wollte!“

„Du lägst, niederträchtiger Schurke, Du!“ rief Joseph Tesson in bewältigender Entrüstung. „Louise war ein sittames, von ihrer Mutter in strenger Zucht gehaltenes Kind. Du locktest sie mit Deinen Vorspiegelungen, mit Deiner Hinterlist an den Abgrund... Was kümmerte es Dich, den erlosenen Banditen, daß sie, das arme Opfer, hinabstürzte in die Tiefe?... Du hattest Deinen Zweck erreicht, und...“

„Faselen, Alter!“ entgegnete Grosjean. „Man hat Ihnen einen Bären aufgebunden.“

„So faselt man auch wohl,“ fuhr Joseph Tesson mit imponirender Ruhe fort, „indem man behauptet, Du habest mich in einem anonymen Briefe denunziert?“

Der Weltrentner redete den Hals und lachte heiser auf. „Immer besser!“ meinte er. „Aber bitte, Papa; nun wollen wir artig sein, nicht? Ich bin langmüthig, zumal einem Sterblichen gegenüber, dem der Weingeist unterm Schädel spukt, gegen Unzurechnungsfähige übt der Richter Nachsicht; aber bei aller Langmuth und Nachsicht kann Einem schließlich doch die Geduld ausgehen.“

„Du redest von Geduld, Laurent Grosjean?!... Danke Deinem Schöpfer, daß sie mir noch nicht ausgegangen, denn Deine Zeit ist gemessen... Durch Dich, Elender, verlor ich meine Freiheit, Weib, Kind, Alles bis auf das nackte Leben!“

„All' Ihre Angaben sind aus der Luft gegriffen,“ lautete der heftige Gegenruf. „Anschuldigungen sind keine Beweise!“ „Sie haben mich bei Gericht denunziert,“ sagte Joseph Tesson mit Nachdruck; „und nicht nur mich, auch Ihren Geschäftsfreund, Jacques Cottin, denunzierten Sie!“

„Und ich sage Ihnen, es ist erlogen,“ rief Grosjean, indem er aufsprang und nach seinem Stuhl griff. „Beweisen Sie es augenblicklich, oder ich züchtige Sie, wie man einen Schulbuben züchtigt!“

Joseph Tesson ließ ihn ruhig näher kommen, streckte wie zu einer abwehrenden Bewegung die gewaltige Rechte aus und entriß ihm, buchstäblich im Handumdrehen, das spanische Rohr.

„Du forderst Beweise, Laurent Grosjean,“ sagte er zu dem hastig Zurücktretenden, indem er den Stuhl an die Wand stellte. „O, besorge nichts für Deinen Rücken; ich will meine Hände nicht besudeln, wenn Du auch hundertmal die Knote verdienst hättest... Du forderst Beweise, weil Du voraussetzt, es fehle mir an solchen... Setze Dich, Memme; Dein Wunsch soll erfüllt werden.“

Ganz bleich, mit einem angstvollen Blicke auf den Ge- rechtigkeitspfleger kam der Salonnomade der Aufforderung nach. „Eine allerliebste Komödie!“ zähneklapperte er, mit den Achseln zuckend.

Joseph Tesson nahm vom Tische ein Messer, trennte damit die innere Naht seines rechten Rockflügels auf und zog ein klein zusammengefaltetes Papier hervor, das er behutsam aufschlag und im Niedersitzen vor sich auf den Tisch legte.

„Es sind zwei Stücke, wie Du siehst,“ sagte er, das obere Blatt abhebend. „Beide Briefe sind vom 31. Mai 1871 datirt und wurden am Morgen des Tages im Hotel Maurice von Dir niedergeschrieben. Das eine lautet:

„An den Herrn Präsidenten des Kriegsgerichts Nr. 13.

Herr Präsident!

Als guter Patriot und aufrichtiger Freund der Regierung

kann ich, angesichts der Greuel, mit denen eine Bandenhorde Paris heimgesucht hat, nicht umhin, das Meinige beizutragen zum Bestrafen der Glenden, die durch ihr verbrecherisches Treiben das ganze Land in Trauer versetzten. Somit zeige ich Ihnen an, daß ein gewisser Tesson, Joseph, der als eingetragener Kommunist zehnmal das Leben verwirkt hat, indem er unter Anderem das Haus mit der Nummer 14 an der Rue du Faubourg Saint-Henri in Paris steckte, sich in Nummer 2 Rue... versteckt hält, und so weiter.“

„In diesem andern Briefe,“ fuhr Tesson fort, „wird Jacques Cottin denunziert. Er lautet...“

„Bitte, bitte, Papa,“ unterbrach ihn stotternd der Salonnomade, indem er seine Briestasche zog. „Was wollen Sie für die beiden Briefe haben? Tausend Franken dürfen Ihnen Vergnügen machen, meine ich.“

Joseph Tesson sah ihn verächtlich an. „Nichts da, Laurent Grosjean!“ sagte er, den Kopf schüttelnd.

„Wollen Sie zweitausend Franken dafür haben?“

Joseph Tesson legte ruhig die Papiere zusammen und steckte sie wieder ein.

„Und böten Sie mir eine Million dafür,“ sagte er, „so gäbe ich sie Ihnen nicht. Im Figaro werden sie sich zu ausnehmen; meinen Sie nicht?“

„Dann muß ich andere Saiten aufziehen,“ murmelte Grosjean. Er erhob sich, steckte die Briestasche wieder in sich und griff in die Seitentasche seines hinter ihm an der Wand hängenden Ueberziehers. „Wollen Sie die Briefe jetzt gutwillig herausgeben?“ sagte er in drohendem Tone.

Joseph Tesson blickte ihn hohnlächelnd an. „Aha, wir haben Angst, nicht?“ triumphirte er. „Nun brachte er seinen Revolver zum Vorschein, legte ihn handgerecht auf den Tisch und fuhr fort: „Man wird in den Salons, in denen wir umherschmarozeln, große Augen machen bei der Nachricht, daß wir einmal als gedungener Mordbrenner und Delateur eine Rolle spielten. Welt, Laurent Grosjean, das hättest Du...“

Er vollendete nicht. Jäh deckte er mit dem linken Vorderarm sein Gesicht. Ein Schuß trachte.

Der Salonnomade hatte sich wieder zu ihm gewendet und kaltblütig einen Schuß aus seinem Revolver auf ihn abgegeben.

Mit Blitzeschnelle ergriff Joseph Tesson, am linken Handgelenk leicht verwundet, den seinigen, und schon trachte der Erwiderungsschuß.

Witten vor die Stirn traf den Salonnomaden die Kugel, ein Blutstropfen perlte über der rothblauen Nase, und mit einem gräßlichen Achzeln sank der tödtlich getroffene zurück auf den Sitz.

„So oder anders,“ murmelte Joseph Tesson, indem er den Revolver wieder einsteckte und um das blutende Handgelenk sein Taschentuch schlang; „der Schurke hat seinen Lohn!“

Er sann einen Augenblick nach... Nein, er wollte nicht noch einmal... Da klopfte es.

„Der Kellner!“ murmelte er, aufsehend. Hurtig drehte er das Gaslicht herab. Und als die Tritte des sich Entfernenden im Gange verhallt waren, schloß er rasch auf, steckte den Schlüssel draußen in's Schloß und schlich sich davon. Ein paar Minuten darauf kam der Wirth mit dem Kellner und den Gästen.

„Gerichtet!“ murmelte Cottin beim Anblick des Todten, der mit grauenhaft verzerrtem Antlitz dasaß.

„Ein Mord, ein Mord in meinem Hause!“ jammerte der Wirth.

„Nein, ein Duell!“ versetzte Moulinet, der den Revolver in der trampschastig geklopferten Rechten des Todten untersucht hatte. „Von den sechs Läusen ist einer entladen.“

„Der Andere muß verwundet sein,“ bemerkte der Kellner, auf das Tisch Tuch deutend. Es wies in der That von Blutstropfen herrührende rothe Flecken auf.

„Immerhin,“ meinte zu dem Wirth gewendet, Cottin, nachdem er Moulinet den Wink, zu schweigen, ertheilt hatte, „liegt hier ein Mordfall vor. Für Ihre Wirthschaft wäre das kein Empfehlungsbrief. An Ihrer Stelle würde ich den Todten um jeden Preis mir vom Halse und aus dem Hause schaffen. Wir sind verschwiegene Leute und haben nichts gesehen.“

„Ja,“ sagte der Wirth, „ich gäbe etwas darum, wenn...“

Der Kellner wußte Rath. „Wir könnten ihn ja, Patron, meinte er, während wir um ein Uhr die Läden anlegen, durch den Seitengang hinausführen und irgendwo auf's Trottoir setzen.“

Der Wirth war damit einverstanden; Moulinet bezahlte die Rechnung, und die Gäste entfernten sich.

„Jetzt erkläre mir den tragischen Zwischenfall,“ sagte Moulinet, als sie zusammen die Rue de Rennes hinauszogen.

„Grosjean hatte Verschiedenes auf dem Gewissen,“ entgegnete Cottin. Und er erzählte aus Joseph Tesson's Vergangenheit, was der Leser weiß.

„Mein Freund erwartet mich,“ fügte er hinzu. „Wir treffen ihn bei einem Weinwirth an der Rue Notre Dame des Champs. Bis Mitternacht wollte er dort bleiben. Sputen wir uns! Er muß verwundet sein.“

Da vertrat ihnen eine kurze, stämmige Gestalt, die hinter einer Anschlagensäule gestanden hatte, den Weg. Es war Joseph Tesson. Er gab gewünschten Aufschluß. Moulinet rief einen vorbeifahrenden Fiaker an, und alle vier fuhrten von dannen.

IX.

Mit laut klopfendem Herzen saß am folgenden Nachmittage Claire in dem Gartenhause und harrete der Ankunft des Geliebten entgegen. Sie war befangen. Es schien ihr, als scheine ihr die Sonne nicht mehr so verheißend wie gestern, als hemme die Aussicht eine gewitterschwangere Wolke. Nicht, daß sie der Theilnahme, die sie ihrem Vater schenkte, die mindeste Abkehr von den Gefühlen zuschreiben konnte, die bei ihr das Liebesbewußtsein bedingte; aber es war den Morgen über sie gekommen wie ein unlagbares Bangen, wie quälende Zweifel rücksichtlich der Erreichbarkeit des hohen Glückes, das seit Kurzem ihr winkte, und beinahe zagend blickte sie in die nächste Zukunft. Der schreckliche Anbeter, den man ihr zugebachte hatte, und die fast zwingende Lage ihres Vaters beschäftigten ihren Geist unaufhörlich. Ungleich weniger verheißend als gestern erschien ihr der Schritt, zu dem sie Raoul gerathen hatte; ja, sie betrachtete nunmehr den ihm erteilten Rath fast als eine Thorheit... Es hatte ihr vorgeschwebt, ihr Vater dürfe auf Grund seiner eigenen Vergangenheit, von Raoul und ihr mit Bitten bestärkt, hingerissen, zu ihrem Herzensbunde ja sagen. Allein ein solches Ergebnis kam ihr jetzt sehr zweifelhaft vor. Und doch... wenn nun Raoul durch seinen Vater in die Lage gekommen wäre, den entscheidenden Schritt mit Aussicht auf Erfolg wagen zu können?... O, wäre er doch schon da!... Sie fühlte es nur zu deutlich: von seinen Aussichten hing ihr Lebensglück ab...

Plötzlich erhob sie sich, bleich wie ein Marmorbild. Es hatte geklopft.

Nach einem Augenblick, und die Gartenthür öffnete sich. Herein trat, athemlos, mit hochrothem Antlitz, Raoul; mit vier Sprüngen war er oben, und schon standen die Liebenden im Halbdunkel des Gartenhauses Hand in Hand zu liebevoller Begrüßung.

"Himmel, wie Du aussehest, Raoul!" sagte Claire theilnehmend. "Man könnte Dich für ein geheftetes Menschenbild halten."

"Nun ja," lächelte, tief Athem holend, Raoul; "wie hätte ich nicht reich oder hasenrasch laufen sollen?... Ich wollte Dich jedenfalls unter vier Augen sprechen, und da ich keinen stichhaltigen Grund fand, mich von den Begleitern zu entfernen, ließ ich sie einen Vorsprung gewinnen. Kletterte rasch über eine Mauer und lief querselbein hieher."

"Und Dein Vater, Raoul?"

"Er ist gekommen, Claire. Mit ihm und Moulinet ging ich eben spazieren. Ich würde mich unaussprechlich glücklich fühlen, wenn nicht eine ihn betreffende Mittheilung, die mir gestern Abend Moulinet machte, und das Vorhaben meines Vaters uns einen schlimmen Strich durch die Rechnung gemacht hätten. Aus dem Schritte, den Du mir gestern angerathen, kann nichts werden."

"Und weshalb kann nichts daraus werden?"

"Der Geschäftsherr, gegen den mein Vater Theilhaberansprüche erheben will, ist... Dein Vater, Claire."

"Mein Vater?!" staunte das Mädchen freudig. "Wahnte es mir doch einmal, als Herr Moulinet gewisse Worte hatte fallen lassen, und selbst gestern noch, als ich mich dem Vater gegenüber so ganz in meinem Rechte fühlte und in unwillkürlicher Zuversicht ihm Dein Erscheinen ankündigte. Freilich verworf ich die Ahnung wiederholt als eine thörichte Voraussetzung. Und Du glaubst, jener Umstand sei ein Hindernis? Ich halte denselben vielmehr für einen wichtigen Punkt, der unserer Sache nur förderlich sein kann. Ich zweifle keinen Augenblick, daß mein Vater dem Deinigen gerecht werden wird."

"Höre mich an, Claire, und Du wirst mir beipflichten. Moulinet, sein aufrichtigster Freund, kennt Drinen Vater besser, als Du ihn kennen magst. Dein Vater ist ein Ehrenmann; aber er hat seine Schwächen wie jeder Andere, und zu diesen zählt sein harter Sinn, eine Zähigkeit im Festhalten an vorgefaßten Meinungen, die kein Argument zu bewältigen vermag. Er glaubt in seinem Rechte zu sein und wird nicht nachgeben wollen. Würde er nun nicht in dem Schritte ein Mittel zum Zwecke des Gegners erblicken und auf Grund davon noch fester bei seinem Entschlusse beharren? Hiesse der Schritt nicht Del in's Feuer gehen?"

"Du lässest nur Eins außer Acht, Raoul, und das bin ich. Meinst Du, mein Vater würde nicht schließlich auf meine Bitten hören?"

"Nein, er würde es entschieden nicht. Und dann steht uns noch etwas im Wege. Mein Vater weiß bis jetzt nicht um unsere Liebe. Auf den Rath meines väterlichen Freundes hielt ich mit dem Geständniß einstweilen noch hinter dem Berge. Er verlangt nur Billiges von Deinem Vater, und den starken Sinn hat er mit diesem gemein. Mühte er sich nicht auf ewig gram zu werden, wenn ich unter den obwaltenden Umständen einen Schritt wie den von uns geplanten thäte? Wie könnte ich übrigens den Schritt ohne sein Bewußtsein thun?"

"Ja, es wäre thöricht und unehrerbietig zugleich," versetzte Claire. "Wir wollen die Väter erst ihren Streit ausfechten lassen."

"Ich danke Dir, Geliebte," rief Raoul erfreut. "Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Die Sache muß sich übrigens bald entscheiden. Gleich heute Abend will mein Vater den ersten Schritt thun."

"D. Du darfst ruhig sein, Raoul. Mein Vater mag seine Schrecken haben, aber das Herz hat er am rechten Fleck."

"Wir wollen das Beste hoffen," sagte Raoul in fast feierlichem Tone. "Läßt sich mein Vater nur nicht vom Jähzorn übermannen! Das vornehmlich befürchte ich. Moulinet hat ihm freilich ein verständliches Auftreten Deinem Vater gegenüber empfohlen, aber jene Befürchtung ist nicht von mir gewichen."

"O, könnten wir doch im rechten Augenblick einschreiten!" seufzte Claire. "Vielleicht..."

"O Gott, mein Vater!" unterbrach sie Raoul, indem er in's Freie schaute. "Geschwind in die Geräthekammer, Claire, oder wir sind verloren!"

Zur Gartenthür herein schritten Moulinet und Jacques Cottin.

"Nicht, nicht," erwiderte Claire entschlossen, und Raoul an der Hand nehmend, zog sie den sich Sträubenden mit sich auf die Freitreppe.

"Seien Sie willkommen, meine Herren!" sagte sie mit ihrem bezauberndsten Lächeln. "Wollen Sie sich herab-bemühen. Wir erwarten Sie; Raoul möchte vor seinem guten Vater ein Geständniß ablegen."

Die beiden Freunde hatten vor dem Perron den Schritt angehalten. Moulinet ließ sich plötzlich überrascht und verlegen den Hut durch die Finger gleiten. Jacques Cottin hatte den Blick zu dem Paare erhoben. Die großen schwarzen Augen leuchteten selbst auf; aber es durchzuckte sie nicht die Flamme des Zornes; es war, als wollten sie dem Vater übergehen beim Anblick der Fülle von jugendlicher Anmuth und Schönheit, welche die Liebenden kennzeichnete. Langsam stieg er nebst Moulinet die Treppe hinan.

Claire bot ihm die kleine, zarte Rechte; er wies sie nicht zurück; sie neigte, ihm zugewendet, das Haupt, und er drückte ihr einen Kuß auf die Stirn.

"Vater, verzeihe mir!" hob Raoul, frischen Muth schöpfend, an. Aber Claire winkte den Herren, einzutreten; sie folgte ihnen mit Raoul.

"Jetzt rede, Raoul," sagte Claire, als sie sich gesetzt hatten.

"Verzeihe mir, Vater," hob der Jüngling wiederholt an, "wenn ich nicht schon gestern..."

"Ich weiß Alles," sagte der Vater wehmüthig ernst. "Moulinet hat mir, als ich Dich querselbein davonrennen sah, reinen Wein eingeschenkt, und ich will es ihm Dank wissen. Erst bin ich freilich auf meine Weise zornig geworden. Aber, wie Moulinet ganz richtig bemerkte, mit dem Zorn ist nichts gewonnen; der Zorn ist überdies ein schlechter Rathgeber, und ich bezwang ihn... Leider!" fügte er tief aufseufzend hinzu.

"Leider, Vater?" fragte Raoul erregt.

"Ja, leider; denn hätte ich mich nicht von Moulinet besänftigen lassen, so wäre ich ihm nicht hieher gefolgt und jetzt nicht in der Lage, mit doppelt schwerem Herzen von Dir ein schweres Opfer heischen zu müssen... Der Zufall, meinerwegen ein wunderbarer Zufall, hat Dich mit Fräulein Claire zusammengeführt. Keines von euch wußte um das Verhältniß, das zwischen Herrn Godard und mir besteht; es kann euch somit weder von seiner noch von meiner Seite der mindeste Vorwurf treffen, und Gott weiß, wie gern ich eine Verbindung gutheißen würde, die mit Dir, Raoul, Deinen Vater zum glücklichsten Sterblichen machen würde... Aber..."

"Guter Vater!" rief Raoul, seine Hand ergreifend.

"Unterbrich mich nicht," sagte der Vater fast ungestüm, indem er ihm hastig die Hand entzog. "Aber ich habe mir im Ertz geschworen, es ist mein unerschütterlicher Vorsatz..." Er schwieg verlegen, indem er einen fragenden Blick auf Claire richtete.

"O bitte, bitte, Herr Cottin, lassen Sie sich durch meine Gegenwart nicht stören!" sagte das Mädchen erregt, "Raoul sagte mir Alles."

Und Raoul's Vater fuhr fort: "Es ist mein unerschütterlicher Vorsatz, gegen meinen früheren Gesellschafter mein gutes Recht zu wahren, und sollte ich darüber zu Grunde gehen... Ich fühle es, nichts vermöchte die Klust zu überbrücken, die mich von ihm trennen würde, falls nicht die unser früheres Verhältniß betreffende Rechtsfrage eine für beide Theile befriedigende Lösung erführe... Versprich mir, in dem Falle Deiner Neigung entgegen, Dich mir anzuschließen, fest zu dem Vater stehen zu wollen im Kampfe für unser Recht, meinen Haß theilen, nicht rasten noch ruhen zu wollen, bis die Sühne erzielt ist."

Raoul erbehte. "Vater, Vater!" stammelte er.

"Versprich es, Raoul, ich gestatte es Dir," sagte Claire in zuversichtlichem Tone. "Mein Vater ist gerecht."

Jacques Cottin schaute sie voll Bewunderung an. "O, was gäbe ich darum," rief er erschüttert, "wenn..."

"Still!" unterbrach ihn Moulinet, der sich aufstehend erhoben hatte und an den Perron getreten war. Eilfertig verließ er den Spähplatz und mit den Worten: "Godard kommt, mir nach!" flüchtete er in die dunkle Geräthekammer.

Hastig trat Raoul ein Gleiches. Sein Vater und Claire folgten.

Hurtig wollte Jacques Cottin die Kammerthür hinter sich zumachen; allein über eine aus den Fugen gequollene Diele ließ sie sich schlechterdings nicht hinwegdrücken; ein handbreiter Spalt trennte die Klinken noch vom Haken.

Rasch trat Raoul's Vater auf die Seite. Alle standen regungslos. Die Stufen der Freitreppe erdröhnten unter schweren Tritten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hochstapler.

Roman

von

Gans Bachenhufen.

(Fortsetzung.)

Als Valeska dann in jener Nacht zitternd auf ihrem Bette liegend im entscheidenden Momente nicht den Muth gefunden, den Raub zu verhindern, hatte Alban sie, die wehrlos Gewordene, den Liebesungen dieses Abenteurers überliefert, der sie schon mit seinen Anträgen verfolgt, und der mußte jetzt vor ihr auf der Bank sitzen, frohlockend über sein Gelingen ihr seine Freundschaft aufdrängen!

Ihre Zähne knirschten, als er gesprochen, ihre Hand ballte sich fester.

"Daß uns das Schicksal hier zusammengeführt hat!" rief sie, seine Worte wiederholend. "Ich verfluche mein Schicksal, das mir wie ein Bluthund auf den Fersen folgt, um mich, ein armes Weib, zu Tode zu heben!"

"Na, na! Nur sachte! Damit wird ja nichts geändert!" rief John gutmüthig lachend. "Alban, der mit seinem Raub in Columbia ein vornehmer Spielhaus etablirt haben soll, hat mir Alles erzählt, weshalb Sie nach Amerika flüchten mußten; und wenn man ebendam so die vornehmer Dame gespielt hat, thut's allerdings wohl weh, in den einfachen Kleidern..."

John berührte es absichtlich nicht, daß er sie mit Eschenburg gesehen; er wollte das von ihr selbst hören, und wenn sie darüber schwieg, auch keine Frage thun, vielmehr heimlich beobachten, wie weit sie mit diesem in Beziehung. Jener sagte ihm immer nur, was unbedingt notwendig, und so wolle er es denn ebenso machen. Er meinte, es sei vor-sichtig, gegen einen Mann wie diesen einige Trümpe in der Hand zu behalten.

"Mir ging's ja auch hundeschlecht drüber," fuhr er fort, als Valeska schweigend und brütend mit hoch bewegter Brust vor sich hin starrte. "Ich befinde mich aber jetzt hier sehr wohl, habe mein gutes Auskommen und wäre sogar in der Lage, Anderen helfen zu können... Brauchen Sie Geld, Valeska? Ich will Ihnen beweisen, daß ich es aufrichtig meine!"

Er zog eine Brieftasche hervor. Valeska streckte abwehrend und mit der Miene der Verachtung die Hand aus.

"Also nicht!... Vielleicht bleibe ich nicht mehr lange hier; ich werde wohl außerhalb zu thun bekommen. Einstweilen kann ich's abwarten. Aufrichtig gesagt, ich gebe Amerika trotz Allem doch den Vorzug; man lebt dort so ungenirt, keiner kümmert sich um den Andern, und warum Sie von da wieder fortgegangen sind, das begreife ich nicht. Ein hübsches Weib wie Sie heirathet einen vermögenden Yankee, der den Teufel darnach fragt, was Sie in Europa getrieben, wo man Einem Alles gleich auf's Kerbholz setzt. Ich dachte mir wirklich damals, Sie würden Ihr Glück machen nach jener Affäre, und deshalb sprach ich auch nur davon, nicht um Ihnen etwas Unangenehmes zu sagen. Als man das einmal in den Zeitungen las, wie heldenmüthig Sie mit den Räubern gekämpft, und die Reporter Sie also ein bildschönes Mädchen beschrieben, was ja auch richtig ist, da dacht' ich mir: Die macht ihr Glück! Es kommt unfehlbar Einer, der ihr sein Gold and seine Hand bietet, und wenn sie klug ist..."

Valeska schien beruhigter und zur Verzeihung geneigt, als er mit so viel Theilnahme sprach. Mit düsterer Miene schüttelte sie den Kopf.

"Wäre ich klug!" sprach sie dumpf vor sich hin.

"Ja, und immer zur rechten Zeit! Das ist die eigentliche Klugheit!" Er rückte ihr unbemerkt näher. "Haben Sie vielleicht hier eine Stelle?" fragte er mit noch wärmerem Ton.

Valeska nickte zerstreut und unaufmerksam.

"Ich will nicht fragen: wo und wie! Sie haben vielleicht Ursache, nicht davon zu sprechen."

Sie schwieg noch immer, preßte sogar die Lippen zusammen, als wolle sie diese hüten.

"In Geheimnisse will ich nicht eindringen; Gott bewahre mich, obgleich ich wohl der verschwiegene Mensch von der Welt bin! Ich habe übrigens auch wieder Sehnsucht auf das Wasser, denn ich sagte Ihnen ja früher schon, daß ich eigentlich Seemann bin, und auf dem Meer gibt's keine Gelegenheit, zu verrathen."

Valeska richtete plötzlich das Köpfchen auf. Sie erhob sich wie erschreckt.

"Ich muß fort!" sagte sie halb für sich, zu den noch so dünn belaubten Kronen der Bäume aufschauend.

"Das thut mir leid! Ich hatt' es mir so schön gedacht, mit Ihnen noch plaudern zu können, nachdem wir über das leidige Mißverständniß hinaus sind... Sie sind mir doch nicht mehr böse?" fragte er gutmüthig.

Valeska würdigte ihn erst jetzt wieder eines flüchtigen und argwöhnischen Blickes.

"Nein!" sagte sie zaudernd. "Ich will glauben, daß Sie nicht so schlecht wie die Uebrigen, mit denen Sie waren... Aber Sie werden schweigen?" setzte sie mit sichtbarer Besorgniß hinzu. "Ich sagte Ihnen, daß ich damals von Alban gezwungen wurde."

"Wah, wer wird denn von der Bagatelle reden!" Er suchte ihre Hand, die sie noch ängstlich zurückzog. "Meine

Hand darauf!“ Er bemächtigte sich der ihrigen, während sie fortschaute. „Wenn ich Sie sehe, Valeska, thut es mir immer leid, daß ich kein reicher Mann bin! Aber was nicht ist, kann ja noch werden, und wie ich Ihnen schon versicherte: es gibt in ganz Europa keinen Menschen, der mir irgend etwas Schlechtes nachsagen kann! Wenn Sie also einen Freund brauchen sollten, denken Sie an den John!“

„Und Sie werden mir auch nicht folgen, wenn ich gehe?“

„Auf Gentlemanswort, nein! Aber Sie müssen mir versprechen, daß ich Sie wiedersehen darf!“

Valeska überlegte, mit dem Sonnenschirm in den Kies grabend.

„Hier an dieser Stelle ... Morgen, übermorgen, ich kann es nicht sicher versprechen ... Um diese Zeit!“

Sie wandte sich, wie über ihre Zusage erschreckend, und ging, ohne ihm Adieu zu sagen, tief darniedergedrückt durch diese Begegnung, die sie an die schmachvollste Epoche ihres Lebens mahnte. Sie, die Freundin der reichen jungen Frau, noch jetzt in ihrer untergeordneten Stellung deren mit dem größten Zartgefühl behandelte Vertraute, schämte sich dieser Bekanntschaft, und doch, was stand ihr bevor, wenn diese falsche Rolle



John zog eine Brieftasche hervor. (Zu der Erzählung S. 223.)

ausgespielt war? ... Eifrig lief ihr der Gedanke über das Gehirn und den Rücken, mit flüchtigen, zitternden Füßen setzte sie ihren Weg fort.

John schaute ihr nach.

„Es war ein gescheiter Gedanke, daß ich mich mit ihr versöhnte, denn sie hätte mir damals in jener Nacht sicher gern in's Gesicht geschlagen, wenn sie die Hände frei gehabt hätte! Ich mag sie aber leiden, und wenn sie dazumal von mir etwas hätte wissen wollen ... Aber ich will ihr dennoch nach! Erfahren muß ich ja doch, wo sie ist!“

Er ließ ihr einen Versprung, duckte sich dann, umkreiste die Gebüsch, erblickte noch rechtzeitig das ihm so wohl bekannte Hütchen, ehe es sich unter die Spaziergänger der großen Promenade mischte, und fand es vermöge seiner Körperlänge auch unter diesen wieder heraus.

An jeder Ecke sah er, wie Valeska sich furchtsam zurückwandte, als traue sie dem ihr gegebenen Wort nicht; aber John war klüger als sie und fand rechtzeitig Deckung vor ihrem Bild, und so gelang es ihm, sie in das Haus treten zu sehen, das, wie er wußte, sein Freund Wolf bewohnte, aus dessen Nähe er verbannt worden.

„Ei, ei! Eine interessante



Bethlehem, von Südwesten gesehen. (S. 226.)

Aus dem Prachtwerk: „Palästina“ (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart).



Tieffinnige Betrachtungen. Zeichnung von E. Bellocroix. (S. 219.)

Entdeckung!" rief er, seinen Posten verlassend. "Darin steckt Eschenburg's Hand! ... Auch sie also in seinem Dienst! John, gib Acht! Sehe ich sie morgen oder übermorgen, so darf ich meine Neugier nicht verrathen, und ebensowenig braucht Eschenburg zu wissen, daß ich sie kenne. Aber zu was braucht er sie? Ich muß darüber klar werden, und wär's nur, um ihm zu beweisen, daß ich sein gelehriger Schüler bin!"

XXII.

Die wenigen Monde hatten sowohl Wolf wie Lucy von dem hohen Werth, der Unentbehrlichkeit eines älteren Hausfreundes wie dieses in allen Sätteln gerechten und aufopfernden Eschenburg überzeugt.

Unter der Maske eines Weltmannes, der längst verlernt, den kleinen Tracasserien des Lebens den geringsten Einfluß auf seine Stimmung, sein Wohlfühlen einzuräumen, hatte dieser es verstanden, sich vollends Beider Vertrauen zu gewinnen.

Eschenburg, einer der gefährlichsten und schlauesten Parasiten der Gesellschaft, hatte die Methode, den Charakter des Menschen, den er sich zur Beute erwählt, unbemerkt und bedacht in seine kleinsten Bestandtheile zu zerlegen, jede Neigung oder Abneigung, jede Schwäche und Schwankung zu berechnen, vor jeder Stärke aber zurückzusprechen und, wenn er auf eine solche gestoßen, wie ein Jagdleopard auf eine andere Beute überzuspringen. Er behandelte die Menschen, die er sich ausgesucht, wie anatomische Präparate und löste gewissermaßen ihre Eigenschaften von ihren Knochen, um sie einzeln abzuwägen und darnach zu operiren.

Einen Mann wie Wolf zu taxiren konnte ihm daher nicht schwierig gewesen sein.

In dieser so eigenartigen Natur hatte er zuerst Scheu und Schrockheit im Umgange mit der Welt entdeckt und die hatte ihn angezogen; er hatte Wolf wie einen isolirten Posten betrachtet, der vorsichtig zu beschleichen war.

Als es ihm gelungen, sich ihm zu nähern, kamen die Umstände ihm in unerwarteter Weise zu Hülfe; aber er hatte alsbald mit Zweien zu thun, denn Wolf hatte geheiratet, ehe er es verhindern konnte. Er mußte also auch mit der jungen Frau rechnen. Indes die war ihm zu jung und unerfahren in der Welt; ihr Mißtrauen galt ihm nur als Aeußerung ihrer Furcht und Schwäche. Wenn der Baum fiel, erschlug er, was sich an ihn gelehnt.

Eschenburg fand bei näherem Bekanntwerden in Wolf eine scheinbare Energie, die in ihrem schroffen, autokratischen Selbstwillen recht grotesk ausfiel, aber nur dem ferner Stehenden als solche erscheinen konnte. An sich von herkulischem Körper mußte Alles in großem Styl erscheinen, es fehlte demselben aber an einer großen Seele. Er forschte nach der Thatkraft, der gewissenlosen Selbstsucht, die Wolf's Vater ihm überlegen gemacht hatten, fand aber eine im Grunde überaus gutmüthige Natur, an der die Erziehung keinerlei Biegung versucht, einen Mann, der frühzeitig Herr eines großen Vermögens geworden, und in noch knabenhaftem Troß der Welt den Fuß auf den Nacken zu setzen bereit war, einen unfertigen Mann, in welchem sich der Grimm über die als Jüngling erlittene Kränkung verknöchert hatte.

Er fand, daß wie fleißig und unhandlich Wolf auch in Allem war, was er wollte, Klugheit oder List ihn doch wie ein Kind leiten konnten, daß er eine Bereitwilligkeit zu glauben besaß in Allem, was ihm bei seiner einseitigen Weltkenntniß schmeichelnd und mit Konsequenz einleuchtend gemacht ward.

In Eschenburg's Interesse lag es, ihn in seiner Minderachtung der Welt zu bestärken, ihn wie eine Eiche zu behandeln, zu der dieses Gewürm mit Staunen emporsteige, aber er würgte seine Schmeichelei mit gewissenhaft misbilligenden Aeußerungen, die ihm als dem älteren und erfahreneren Hausfreund zustanden, und betrieb sich dabei gern auf seine intime Freundschaft mit dem ihm unvergeßlichen Bernd.

Er sah, daß er der Einzige war, von dem Wolf sich überzeugen ließ, und sorgte dafür, daß kein Anderer sich in sein Vertrauen einschleiche, indem er ihn in seiner Abneigung gegen größeren Umgang bestärkte.

Er selbst, sagte er gern, sei leider als Garçon auf die Gesellschaft angewiesen, aber auch er schätze sie nur nach ihrem wirklichen Werth; er sei ein Weltphilosoph und schaue gern zu, wie die Anderen durch den Reizen springen; er bezahle es sogar, wenn es verlangt werde, und freue sich darüber, wie Jeder so eifrig sei, zu apportiren, was man ihm hinwerfe. Schließlich, setzte er oft hinzu, werde er aber doch auf seinen Lieblingsplan zurückkommen und wieder zu seinen Wilden gehen; da trage die Bestie wenigstens kein gleichnerisch Kleid und wenn er unter den Dampalmen und den riesigen Ephemeren ruhe und sich von einer Sklavin kühlen lasse, so sehe er wenigstens das Weib vor sich in seiner unverstellten, wahrhaftigen Natur, nicht wie hier als die Sklavin der Eitelkeit, die es zu Unwahrheit und Trug verleite.

Das letztere war namentlich Eschenburg's Lieblingsthema. Wolf hatte sich ja dem Zwange nicht entwinden können, der ihn unbarmherzig in die Gesellschaft zog. Ernesta namentlich hatte eine fast grausame Freude darin gefunden, ihren Schwager, den „großen Wolf“, überall mit der Trommel ein- oder vorzuführen, wie sie es nannte. Er sei schon zahm, scherzte sie oft, und bekomme nur dann und wann noch einige Anfälle seiner natürlichen Unbändigkeit, wenn man ihn gar zu sehr beanspruche.

Ernesta hatte ihre eigene Weise, mit Wolf umzugehen; sie wäre das Weib für ihn gewesen, sagte sie wohl zuweilen im Uebermuth; Luz sei viel zu sanft und liebevoll gegen ihn, das wisse er nicht zu schätzen.

„Sehen Sie nur Diese oder Jene,“ plauderte Eschenburg gern, wenn er nach einer Gesellschaft mit Wolf allein, und mit zuweilen merkbarem Hinweis auf Ernesta, diesen reizenden Irrwisch, wie er sie gern nannte. „Die Gefallsucht läßt ihnen keine Ruhe; der beste, aufmerksamste Gatte kann's nicht hindern, daß sie sich von anderen Männern Dinge sagen lassen, über die sie nicht einmal mehr erröthen, daß man ihnen heimlich die Hände drückt und küßt, daß sie ihre Anbeter empfangen, wenn der Herr Gemahl in seinen Geschäften abwesend. Die chronique scandaleuse der Gesellschaft wächst mit jedem Tage, der junge Hausfreund wird ein sanktionirtes Anhängsel des Ehekontrakts und während wir die Vielweiberei des Orientalen verdammen, gehen wir einer Aera der Vielmännerei entgegen, die schlimmer ist als jene.“

Gewöhnlich unterbrach er sich plötzlich selbst, sich mit Lächeln entschuldigend, daß er ja zu den Reintenten gehöre, daß er zu einem Ehemann spreche, aber er wisse ja, daß seines Freundes häusliches Glück auf ebenen Säulen stehe.

Ebenso gern sprach er Wolf von Geschäften, in die er sich eingelassen, um seinen Verlust wieder zu ersetzen. Jede Woche werfe neue Werthe auf den Markt, und seien dieselben auch oft weniger konsolidirt, als sie sollten, es gelte, sich ihrer zu bemächtigen, so lange noch die goldene Sonne auf sie scheine, und sie dann den Nachstrebenden zu überlassen. Er habe eine glückliche Hand, ohne diese sei er gar nicht im Stande, seinen Aufwand zu bestreiten.

Wenn er Wolf abholte, um mit ihm eine Promenade zu machen, wußte er ihn mit Geschäftsmännern zusammenzubringen, die mit Hunderttausenden, ja Millionen um sich warfen, von kolossalen Gewinnen erzählten, die Dieser und Jener gemacht. Ehe er aber mit ihm das Haus verließ, suchte er gern erst seine Nichte auf; er sprach in Wolf's Gegenwart mit väterlicher Zärtlichkeit zu ihr, und wenn er mit diesem ging, rühmte er mit von Thränen gerötheten Augen diese reizenden, lieben Gesichtszüge, diesen wunderbaren Wuchs, ihre geistigen Vorzüge. Es thue ihm in der Seele wehe, daß es ihm noch nicht gelungen, einen Gatten für sie zu finden; aber sie selbst wolle nichts davon hören; sie fühle sich so glücklich in ihrer jetzigen Stellung.

„Ich fürchte,“ setzte er einmal mit halb komischem Kopfschütteln hinzu, „ich fürchte, ich habe einen dummen Streich gemacht! Sie gestand mir, als ich sie auf ihre Seele fragte, seit sie einen Mann wie den Baron Hangerstein täglich vor sich sehe, erschienen ihr alle übrigen Männer so klein, so unbedeutend, daß ich vergeßlich für sie suchen werde. Es ist indistret, das wieder zu erzählen, aber die Weiber sind einmal so!“

Diese verhältnißmäßig kurze Zeit war also eine Epoche der Unruhe für Wolf gewesen.

Ernesta's unermüdlicher Lebensdrang ließ auch ihrer Schwester keine Rast. Die Gesellschaft der Residenz tobte sich eben aus; eine Familie der Aristokratie suchte, so nahe am Ziel, mit ihren letzten Einladungen der andern noch um eine Pferdelänge zuvor zu kommen. Die schöne Frau von Hangerstein, diese Spezialität weiblicher Anmuth, war die Parole der Gesellschaft geworden.

Lucy hatte freilich derselben wenig Dank dafür; sie sehnte sich nach Ruhe und benützte die wenigen Pausen, um Wolf dafür schadlos zu halten, daß er gegen ihren Willen, gegen ihr Verdrüß in diesen Wirbel hineingezogen worden.

„Wenn die Damen wußten,“ plauderte sie oft, mit ihm zusammensitzend und froh einer kurzen Erholung, „was ich dabei empfinde, wenn sie es bedauern, daß Du am Tanze nicht Theil nimmst, daß Du ihnen nicht so viel Artigkeiten sagst wie die anderen Kavaliere, ihnen nicht den Hof machst! Hätt' ich Anlage zur Eifersucht, ich würde täglich Gelegenheit dazu haben.“

„Dummes Zeug! Ich würde wie ein hüpfender Kirchthurm aussehen!“ lachte er dann. „Ich verstehe auch die Sprache mit diesem flatternden Geschlechte nicht, und wenn ich, dem Tanze zuschauend, die Unterhaltung der anderen Herren mit ihnen anhöre, so kommt's mir immer vor, als lohne es nicht, ihrerthalben den Mund aufzutun.“

Wolf machte in der That Glück bei den Damen; und Ernesta war nicht die Letzte, die sich gern mit ihm beschäftigte. Er war stets ein Gegenstand ihrer Bewunderung, wenn sie die majestätische Gestalt in so würdiger Ruhe an eine Säule gelehnt dastehen und zuschauen sahen; sie zollten ihm ihre Anerkennung, wenn er mit unsterblichem Gleichmaß seine schöne Gattin am Arm eines Kavaliere vor sich vorbeischieben sah, und Lucy war nicht die Letzte, die ihm dafür dankte, daß er sie wie ein Opfer dieser gesellschaftlichen Tollheiten betrachtete. Sie benützte jede Pause, um mit fliegender Brust zu ihm zu eilen, sich mit ihm in ein entfernteres Zimmer zu flüchten und ihm Alles zu erzählen, was geschah, was sie gethan.

Mehr noch war sie bemüht, wenn sie heimgekehrt, die herzlichste Theilnahme für ihn zu zeigen; wie glücklich war sie dann, im leichten Hausgewande sich an ihn schmiegen zu können und ihm mit der Offenherzigkeit eines Kindes lächelnd Alles zu beichten. Und er hörte sie dann mit herzinnigem Wohlwollen an, er legte den Arm um ihren Nacken und schaute in ihre dunklen Augen, innerlich froh, daß wieder einmal ein wilder Abend vorüber.

Er hatte auch im Ballsaal ihre zarte, schlankte Gestalt

beobachtet und gefunden, daß sie die Schönste von Allen sei, wenn es ihm auch nicht in den Sinn wollte, daß sie so jeden Abend von dem Arm eines Kavaliere in den des andern eilen müsse, aber — er wußte selber nicht, warum er nicht so recht warm mehr für sie werden konnte, und nur Eins stieß ihm immer wieder als Entschuldigung für sich auf — zwanzig Männerarme hatten seine Frau am Abend umschlungen und jetzt, da Alles vorbei war, lehnte sie in den seinigen zurück.

Lucy verstehe ihn gar nicht richtig zu behandeln und er sei Egoist, hatte ihm Ernesta immer wiederholt. Jede junge Frau gehöre der Gesellschaft, sie habe nicht die Pflicht, für den Gatten allein schön zu sein; des Mannes Schuldigkeit aber sei es, den Frauen zu huldigen, denn er ehe damit auch die seinige. „Du bist ja ein Wolf und mußt mit uns heulen!“ schloß sie gern ihre Belehrung.

Vergleichen konnte ihm niemals einleuchten, aber diese Unsitte war stärker als sein Wille, sein Einfluß; er fügte sich und dankte es Lucy jedesmal innerlich, wenn sie, im Ballsaal an ihm vorbeischießend, ihm einen tröstenden, lieben Blick zuwarf.

Er hatte sie gern, darüber war er sich nicht im Zweifel, er drückte sie, wenn sie allein waren, gern an's Herz, küßte sie, aber ward plötzlich wieder kalt; er wußte selbst nicht, was sich zwischen ihm und sie drängte; er meinte, es müßten wohl Eschenburg's Ansichten über den Werth der Frauen sein.

So war es gegangen, bis eines Morgens die unerträgliche, unermüdliche Ernesta mit der Mahnung an eine Pflicht erschien, an die Lucy heimlich schon mit Bangen gedacht: es sei unerlässlich, der Gesellschaft für all' diese geneigte Aufmerksamkeit Revanche zu geben, die Einladungen auszusenden, ehe der Frühling vollends da sei und die Sonne die Gasküsten abblöse.

Lucy verbarg ein leises Erbeben, als Ernesta in Wolf's Gegenwart mit so heiligem Eifer von dieser Nothwendigkeit sprach und um Papier bat, um gleich die Einladungsliste zu entwerfen, die ja in jedem Hause vorhanden sein mußte.

Wolf fiel das wie eine Bombe in's Herz.

„Freilich! Es ist die nothwendige Folge! Wir hätten sie überlegen sollen, ehe wir uns in dieses Wirrwirr stürzten!“ sprach er, sich hinterm Ohr krauend. „Meinetwegen seht euch Beide hin oder nehmt gleich das ganze Adressbuch!“ Er erhob sich und schritt unruhig das Zimmer auf und ab. „Hoffentlich ist das aber der Kehraus! Wir soll das nicht wieder passieren!“

„O, das lernt sich Alles, lieber Wolf!“ rief Ernesta lachend. „Das lernt sich so, daß man nachher gar nicht anders leben kann!“

„Ja, das sehe ich freilich an Dir!“

„Brummbar! Komm', Luz, wir wollen gleich an's Werk gehen. Ich habe unsere Liste mitgebracht.“

Ernesta eilte in der Schwester Zimmer. Diese stand zögernd noch da und legte den Arm in den des Gatten.

„Lieber Wolf,“ bat sie schmeichelnd. „Ich gebe Dir mein Wort, es soll hienit ein Ende haben! Ich sehe mich gleich Dir nach Ruhe, verlaß Dich darauf!“

Er strich ihr beruhigend das Haar und sie beschwichtigte ihn mit einem herzlichen Kus.

„So will ich denn in Gottes Namen der Gesellschaft das Hallali blasen! Aber ich weiß schon, was ich thue, um mir Ruhe zu schaffen!“ Wolf stand am Fenster und schaute hinaus. „Wo nur der John fiedeln mag! Eschenburg sagte mir, er habe ihm kürzlich geschrieben, es sei eine Stelle für ihn in Aussicht, wenn ich nichts Besseres für ihn wisse. Ein alter Freund von ihm, Fürst Combois, suche einen Verwalter für sein Gut in Steyermark. Eschenburg versicherte mich kürzlich, John verstehe sich wirklich auf die Landwirthschaft, er sei jetzt zur Aushülfe auf einer großen Herrschaft in Mecklenburg, aber die Stellung sei kaum dauernd, da der Verwalter wieder genese. Ich könnte John jetzt gebrauchen, denn ich könnte jetzt doch nicht von Lucy's Seite ... Ich will mit Eschenburg reden.“

Er schritt in sein Arbeitszimmer, brummte hier seinen Neger aus, kehrte dann zurück und trat an die Portiere, hinter welcher Ernesta mit von Eifer gerötheter Stirn nach emsig schreibend neben Lucy saß.

„Ich fahre zum Tatterfall!“ rief er hinein. „Ich will dort ein Pferd besehen. Den Wagen schick' ich zurück; wir treffen uns auf der Promenade.“

Erschreckt starrte Lucy, mit bleichem Antlitz von Ernesta's Papier aufschauend, ihn an. Er sah ihre verstörte Miene nicht und ging.

„Wenn ich schon täglich zum Trac verurtheilt bin, so will ich doch auch mein Vergnügen haben!“ brummte er für sich. „Ein Duzend Reispferde hab' ich zwar schon und da kommt es auf eins mehr nicht an.“

(Fortsetzung folgt.)

Bethlehem.

(Bild S. 224.)

Eine ganz eigenthümliche Stellung unter den Brachsteinen, welche die Neuzeit hervorgebracht, nimmt „Palästina“ von Osten und Outhie ein. Wir haben hier gewissermaßen eine Ergänzung zur Bibel, indem die Welt uns das heilige Land, die Stätten, wohin mehr als siebenhundert Millionen Menschen: Juden, Christen und Muhammedaner, ehrfurchtsvoll ihre Blicke richten, wunderbar getreu in Bild und Wort vorführt und durch wissenschaftlich genauen und künstlerisch schön geschriebenen Text diese erklärt.

